

Eine vorläufige Bemerkung:

Man kann kein Echo erzwingen. Das wissen wir wohl. Aber wir sind doch froh und dankbar für jede Antwort, die aus dem Kreis der Amtsbrüder kommt. — Auch auf die hier gebrachten Anregungen.

So kommen wir heute mit einer grossen Bitte in eigener Sache: Nehmen Sie sich doch bitte einmal fünf Minuten Zeit und beantworten Sie uns folgende Fragen: 1) Wollen Sie, dass die „Studien und Berichte“ in dieser Form weiter erscheinen? 2) Haben Sie besondere Wünsche und Anregungen betreffs einer Änderung? 3) Nennen Sie bitte Ihre Wünsche und Anregungen. 4) Sind Sie bereit, die „Studien und Berichte“ weiterhin zu beziehen, auch wenn dafür eine Umlage zur Deckung der Unkosten erhoben wird?

Die Antworten bitten wir zu richten an: Estudos teológicos, São Leopoldo, R. G. S., Caixa postal 14.

Zum Nachdenken:

Das Tiefste, was unserm innern Leben zuteil werden kann, ist Stille. „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“. Schon äusserlich ist Stille eine grosse Wohltat und etwas, was wir brauchen. Geräusch und Lärm und selbst Singen und Freude und auch ein freundliches Gespräch, weise Beredung und erbauende Rede: das alles kann uns zuviel werden und macht uns nicht satt. Wir lassen den Kreis, wir gehen an einen einsamen Ort, wie ER es liebte, und sind allein. Es ist eine gute Gewohnheit, den Tag mit einer einsamen Viertelstunde an einem stillen Ort zu beschliessen. Dreimal an jedem Tag stieg Daniel hinauf in den oberen Stock an sein Fenster, das nach Jerusalem wies, und „kniete nieder und lobpries seinen Gott“. Es ist gut, hier und da einen Weg allein zu tun. Es ist gut, einen halben Tag, einen ganzen Tag, mehrere Tage in der Zurückzogenheit ganz allein zu verbringen. Es ist wichtig, dass unsere Kirche anfängt, gerade für die Frauen und Mütter, die nie allein sind. Orte zu bereiten, wo sie jedes Jahr ein paar Tage in der Stille leben können. Auch viel beschäftigten Männern, vom Arbeiter bis zum Leiter, täte das gut. Stille ist ein grosser Segen.

Es gibt auch eine innere Stille, die in aller Betriebsamkeit bestehen mag. Denn Stille ist weder Untätigkeit noch Gleichgültigkeit. Wer nicht mehr Teil hat an den Aufgaben und Arbeiten des menschlichen Lebens, der wird stumpf. Wer nicht mehr Sinn hat und nicht leidenschaftlich bewegt ist von allem, was seine Mitmenschen angeht, in dem brennt die Liebe aus. Die rechte Stille weiss nichts von solcher Untätigkeit und Gleichgültigkeit. Sie gedeiht vielmehr in heller Tätigkeit und in bewegter Teilnahme. Sie ist gleich der Triebkraft, die im Innern eines Werkes ihren gleichmässigen, machtvollen Gang verborgen und treu geht, während draussen, von ihr bewegt, die Rädchen und Federn schwirren und singen, dass ein Unkundiger meinen könnte, dieses Glitzern und Schnurren, das sei das Werk. Aber er täuscht sich.

Tief in unserm Wesen will Gott die Stille seines Waltens aufschlagen, dass alle Stürme und Nöte, alles Begehren und alles Pochen, alles Eifern und alles Drohen, alles Zagen und alle Angst vertrieben sind und ER, ER allein uns brauchen kann zu seinem Plan und zu seinem Zweck und Ziel. „Damit wir ein ruhiges und

stilles Leben führen können in aller Frömmigkeit und Ehrbarkeit. Dies ist gut und angenehm vor Gott, unserm Heiland, der will, dass alle Menschen gerettet werden und zur Erkenntnis der Wahrheit kommen“.

Ludwig Koehler.

*

Heimatlos?

Und es trat ein Schriftgelehrter zu Jesus und sprach zu ihm: Meister, ich will dir folgen, wo du hingehst. Jesus sagte zu ihm: Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester; aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege. Matth. 8, 19—20.

Liebe Gemeinde! Ein Schriftgelehrter, ein Mann aus den besten und angesehensten Kreisen Israels, kam zu dem Herrn Jesus mit einem ungewöhnlichen Angebot: Meister, ich will dir folgen, wo du hingehst. Die Schriftgelehrten waren im allgemeinen nicht gut auf den Herrn Jesus zu sprechen. Sie waren vielmehr seine erklärten Feinde, die auf allerlei Weise den Herrn Jesus beseitigen wollten. Nun aber stand doch einer von ihnen da und bot sich an: Meister, ich will dir folgen, wo du hin gehst. Er fühlte sich zu dem Herrn hingezogen; wie und warum wissen wir nicht. Aber er wollte zu ihm, wollte bei ihm sein dürfen. Dass ein solcher Mensch zu Jesus kam, dazu noch mit diesem Anliegen, war wohl sehr selten. Es waren ja sonst nur Fischer, Zoellner und arme, ungebildete Leute, die dem Herrn folgten. Darum verwundert uns des Herrn Antwort um so mehr. Er sagte nicht: Ja, komm mit! Er nahm ihn nicht mit offenen Armen in die Jüngerschaft auf. Er dankte ihm nicht für sein Angebot. Er sagte ihm nur: Die Füchse haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege. Das heisst mit andern Worten: Du kommst zu einem Heimatlosen! Weisst du das?

Heimatlos: Wir können uns so etwas kaum denken, auch wenn wir sogar hier im Urwald schon davon gehört haben, dass Millionen von Menschen in andern Teilen der Welt von ihrer Heimat vertrieben worden sind. Heimatlos, ohne Boden, ohne Herd, ohne eigenes Bett für die Nacht — Jesus ging es so! Er hatte das alles nicht. Ihr seid gerade deswegen doch hier in den Wald gezogen, um euch hier ein eigenes Heim zu erwerben. Ist es auch klein, so ist es doch die eigene Scholle und der eigene Herd. Und dieses eigene Heim ist der Traum und Wunsch der Jugend und der Stolz der Alten. Wir können es uns garnicht anders vorstellen. Haben wir nirgend sonst in der Welt Frieden und Zuflucht, so wollen wir es doch im eigenen Heim haben, wenn wir von des Tages Mühe und Last an den eigenen Herd zurückkehren. Dort fühlen wir uns geborgen, fühlen uns sicher. Jesus aber hatte kein Haus, keinen

Hof, keinen Herd. Er war heimatlos. Wer ihm nachfolgen wollte, wie dieser Schriftgelehrte, der musste diese Heimatlosigkeit mit ihm teilen. Jesus hatte keine schönen Häuser zu verschenken. Er hatte ja selber keine.

Und warum das alles? Warum hatte er nicht, wo er sein müdes Haupt hinlegen konnte? Konnte er nicht sich wenigstens so viel erarbeiten und leisten, wie wir: ein kleines, bescheidenes aber eigenes Heim? Warum konnte er nirgends zuhause sein? Warum hatte er nicht, was alle gesunden Menschen erstreben? Ja, was den Tieren im Wald und den Vögeln unter dem Himmel eine Selbstverständlichkeit ist?

Wir können das nicht ohne weiteres verstehen. Und vielleicht ärgert es uns auch ein wenig, dass der Herr so wenig sich um Dinge gekümmert hat, die in unserm Leben doch so wichtig sind. Wenn wir aber etwas genauer hinhören, werden wir merken, wie er uns damit etwas ganz Wichtiges zu sagen hat. Gewiss hätte der Herr Jesus Paläste haben können. Der Teufel hat ihm auf dem Berge sogar ein ganzes Königreich angeboten. Doch dazu hatte der himmlische Vater ihn nicht gesandt. Es war nicht seine Aufgabe, für sich zu sorgen. Wie es auch nicht seine Aufgabe war, den Jüngern Paläste oder eigene Häuser zu beschaffen. Er war nicht nur Mensch. Er war auch Gottes Sohn. Seine Heimat konnte niemals diese Welt sein. Hier war er in der Fremde. Seine Heimat war bei Gott. Dort war er zu Hause. Von dort kam er, und dahin ging sein Weg zurück. Gott aber wollte, dass er nicht allein zurückkäme. Darum hat der Herr Jesus uns eine Botschaft gebracht, die vorher noch niemals gehört worden war: „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen“ Joh. 14, 2. Wir Menschen sind in dieser Welt; leben und sterben in ihr. Aber wir sind nicht nur für sie da. Sie ist nicht unser letztes Ziel. Wir bauen hier unsere Häuser und unsern Herd auf. Aber haben wir schon einmal daran gedacht, dass wir dieses Heim verlassen müssen? Das Heim, das wir uns erbauen, kann uns nicht halten. Es müssen die Stubentüren so weit sein, dass man einen Sarg hinaustragen kann. Aber auch die kühle Erde soll nicht unsere letzte Heimat sein. Das ist es, was der Herr Jesus uns durch sein Wort und durch seine Heimatlosigkeit verkündet: Es gibt eine ewige Heimat auch für euch! Aus Gottes Hand seid ihr gekommen. Dorthin dürft ihr zurückkehren. Eure Heimat ist bei Gott. Durch seine Heimatlosigkeit hier auf Erden wollte er uns darauf hinweisen, dass er eine andere Heimat kennt als das, was wir hier unsre Heimat nennen. Dass er aber die Jünger aufforderte, hier heimatlos zu sein, war doch wohl nichts anderes, als die herzliche Einladung in die ewige Heimat. Frei von einer falschen und vergänglichen Heimat. Frei für die wahre, ewige Heimat. Gewiss fordert der Herr nicht von jedem Christen, dass er hier kein Haus und keinen Herd habe. Er hat es auch schon damals nicht von jedem gefordert. Aber er möchte doch, dass wir den Ruf zur wahren Heimat deutlich vernehmen und nie vergessen. Wir dürfen hier im Urwald mit Liebe und

Fleiss unser Heim schaffen. Auch dieses Heim ist eine Gottesgabe. Wir sollten nur nicht vergessen, dass es ein zeitliches Heim ist, aus dem wir bald wieder fort müssen. Und wo ist dann unsere Heimat? Das Geschenk der hiesigen Heimat und die Sorge um sie sollen uns nicht zum Götzen werden. Bei dem vielen Schweiß, den wir bei der Arbeit um sie vergiessen, ist die Gefahr der Vergötzung gross. Jesu Heimatlosigkeit soll uns aber immer ein Mahnzeichen sein, damit wir in der Sorge um das zeitliche Heim niemals die ewige Heimat, zu der uns der Herr gerufen hat, vergessen oder geringachten.

So will ich zwar nun treiben mein Leben durch die Welt,
Doch denk ich nicht zu bleiben in diesem fremden Zelt.
Ich wandre meine Strasse, die zu der Heimat führt,
Da mich ohn alle Massen mein Vater trösten wird.

Mein Heimat ist dort oben, da aller Engel Schar
Den grossen Herrscher loben, der alles ganz und gar
In seinen Händen trägt und für und für erhält,
Auch alles hebt und leget, nachdem 's ihm wohlgefällt.

So hat unser Kirchenlieddichter Paul Gerhardt es gehalten.
Und so wollen wir es auch halten. Gott gebe es! Amen.

Diese Predigt wurde von Amtsbruder Helbert Michel in Salgado Filho, Paraná gehalten.

*

Das Perpetuum mobile, ein Sinnbild abendländischen Menschentums

Von Donald Brinkmann

Bei den meisten Lesern dürfte schon der Titel dieser Betrachtung einen befremdlichen Eindruck erwecken. Mit Recht gilt das Perpetuum mobile als ein naturwissenschaftlich-technisches Problem oder, besser gesagt, als ein Scheinproblem, das längst dadurch gelöst wurde, dass man seine prinzipielle Unmöglichkeit vor mehr als hundert Jahren klar erkannt hat. Gewiss hindert diese Tatsache nicht daran, dass auch in unserer Zeit Menschen Zeit und Geld an die Konstruktion eines Perpetuum mobile verschwenden. Wer aber heute ernsthaft behaupten wollte, dem Geheimnis des Perpetuum mobile auf der Spur zu sein, kann doch wohl nur für einen Narren oder einen Scharlatan gelten!

Falls wir nicht selbst zu dieser Klasse von Menschen gezählt zu werden wünschen, uns auch keinen schlechten Scherz leisten wollen, sondern der Frage des Perpetuum mobile unser wissenschaftliches Interesse zuzuwenden gedenken, so dürfe man also bestenfalls einen mehr oder weniger kuriosen Beitrag zur Psychopathologie erwarten, einen Abschnitt aus dem unerschöpflichen

Kapitel jener fixen Ideen, die das Denken, Fühlen und Wollen des modernen Menschen trotz aller Aufklärung immer wieder irreleiten und trüben. Das Ziel unserer Erkenntnisbemühungen liegt aber in einer ganz anderen Richtung. Wir wollen weder auf dem Gebiet der Naturwissenschaft dilettieren, noch einen psychopathologischen Beitrag liefern. Wenn wir hier vom Perpetuum mobile als einem Symbol abendländischen Menschentums sprechen, so denken wir an die merkwürdige Tatsache, dass die unablässigen Bemühungen, eine solche Vorrichtung zu konstruieren, die Menschheitsgeschichte seit Jahrhunderten erfüllen, ferner dass das Perpetuum mobile ein spezifisch abendländisches Problem zu sein scheint und dass schliesslich diese Frage erst an einem ganz bestimmten Zeitpunkt im abendländischen Geistesleben auftaucht, um von da an nicht mehr zur Ruhe zu kommen. Im Rahmen einer auf die grundsätzlichen Fragen unseres technischen Zeitalters gerichteten Betrachtung schien es daher reizvoll und wichtig, diesen Fragen etwas genauer nachzugehen und die rätselhaften Hintergründe ein wenig zu erhellen. Was die Aktualität und Bedeutsamkeit der Fragestellung anbelangt, so können wir uns auf das Urteil des bekannten amerikanischen Soziologen Stuart Chase berufen. In seinem kürzlich erschienenen Buch „The proper study of mankind. An inquiry into the science of human relation“ (1948), deutsche Übersetzung unter dem Titel „Die Wissenschaft vom Menschen“, Wien 1951, empfiehlt der Autor allen Sozialreformen, sich mit der Frage des Perpetuum mobile gründlich zu beschäftigen. Unter der Überschrift „Reform der Reformatoren“ sagt er: „Vielleicht besteht die erste Aufgabe für wissenschaftliche Sozialreformer (die ohne eigennützige Motive ehrlich wünschen, dass eine Besserung der Verhältnisse eintrete) darin, die Geschichte des Perpetuum mobile zu studieren“. Dieser Forderung steht allerdings die Tatsache hindernd im Weg, dass es bis heute noch keine zusammenfassende Darstellung gibt, die solchen Anforderungen genügt.

Einer geheimnisvollen Tiefe des menschlichen Geistes entspringend, hat die Idee des Perpetuum mobile jahrhundertlang nicht nur Narren und Scharlatane beschäftigt, sondern die hervorragendsten Köpfe, Philosophen, Gelehrte und Künstler von Rang fasziniert. Eine lückenlose Kette der verschiedenartigsten Versuche breitet sich vor unserem Blick aus, die alle das gemeinsam haben, dass sie nicht zum Ziele führten. Aber die Menschen lassen sich offenbar auch in diesem Falle durch die unzähligen Misserfolge nicht überzeugen. Immer neue Anstrengungen wurden unternommen, immer kühnere Hoffnungen genährt: Der Glaube an das Perpetuum mobile erwies sich mächtiger als alles kritische Wissen. Diese historische Tatsache lässt sich nicht einfach damit abtun, dass man das Perpetuum mobile für einen Unsinn erklärt. Selbst wenn dem so wäre, so bliebe doch die Frage offen, warum gerade dieser Unsinn während Jahrhunderten eine so unvergleichliche Anziehungskraft auf den menschlichen Geist auszuüben vermochte

und nicht irgend eine andere Idee. Hier liegt offenbar der Kern des Problems. Geheimnisvoll dunkle Bezirke der menschlichen Seele werden berührt, die wir zunächst mehr ahnen als erkennen können. Überraschende Perspektiven eröffnen sich, die weit über eine kuriose Einzelercheinung aus der Geschichte der Naturwissenschaft und Technik hinausweisen. Sollte vielleicht doch in dem unsinnigen Bemühen, ein Perpetuum mobile zu konstruieren, ein tiefer Sinn verborgen liegen?

Was bedeutet es, wenn der Mensch als endliches Wesen eine Maschine bauen will, die sich von selbst und in alle Ewigkeit bewegt? Wir wollen hier nur einmal diese Frage aufwerfen, ohne sie zu beantworten. Wir fragen weiter: Liegt nicht vielleicht in den unentwegten Bemühungen um das Perpetuum mobile ein ähnliches Motiv verborgen wie in den dunklen Praktiken der Alchemisten, den „Stein der Weisen“ aus den irdischen Substanzen zu destillieren? Die alchemischen Adepten suchten sich in den kosmischen Schöpfungsprozess einzuschalten und durch Umwandlung, besser gesagt, Läuterung der Elemente die unvollkommene Schöpfung der Welt zu vollenden. Zugleich aber wollten sie die sünd- und schuldhaftige Seele des Menschen einer übermenschlichen Vollkommenheit entgegenführen und damit die menschliche Sehnsucht nach Harmonie und Einheit mit dem Absoluten erfüllen. Goethe hat diesen psychologischen Hintergrund der Alchemie deutlich erkannt, wenn er in den „Materialien zur Geschichte der Farbenlehre“ schreibt: „Hat man jene drei erhabenen, untereinander in innigstem Bezug stehenden Ideen, Gott, Tugend und Unsterblichkeit, die höchsten Forderungen der Vernunft genannt, so gibt es offenbar drei ihnen entsprechende Forderungen der höheren Sinnlichkeit. Gold, Gesundheit und langes Leben. Gold ist so unbedingt mächtig auf der Erde, wie wir uns Gott im Weltall denken. Gesundheit und Tauglichkeit fallen zusammen. Wir wünschen den gesunden Geist in einem gesunden Körper. Und das lange Leben tritt an die Stelle der Unsterblichkeit. Wenn es nun edel ist, jene drei hohen Ideen in sich zu erregen und für die Ewigkeit zu kultivieren, so wäre es doch auch gar zu wünschenswert, sich ihrer irdischen Repräsentanten für die Zeit zu bemächtigen. Ja, diese Wünsche müssen leidenschaftlich in der menschlichen Seele gleichsam wüten und können nur durch die höchste Bildung ins Gleichgewicht gebracht werden“.

Heute fassen wir die Alchemie nicht mehr bloss als eine längst überwundene Vorstufe der exakten chemischen Wissenschaft und Technik auf. Aus sich selbst heraus suchen wir sie zu verstehen. Wir erkennen die seelischen Antriebe wieder, die in der alchemistischen Symbolik ihren adäquaten Ausdruck gefunden haben, seelische Antriebe, deren Ursprung in einer religiös-metaphysischen Glaubenshaltung liegt und die sich in ständig wechselnder Maskierung bis auf den heutigen Tag verfolgen lassen. Honoré de Balzac hat in seinem grossartigen Roman „La recherche de l'absolu“ (1834) wohl zum ersten Mal — wenn man von Goethes

Faust absieht — in diese seelischen Hintergründe der Alchemie hineingeleuchtet. Balthasar Claes, der tragische Held der Erzählung, opfert sein Leben und Vermögen der Aufgabe, aus unedlen Stoffen Gold zu gewinnen. Dabei leitet ihn aber nicht so sehr die Gier nach Reichtum oder ein Wille zur Macht, als vielmehr die unstillbare Sehnsucht, das Absolute, Göttliche selbst zu zwingen, sich dem Menschengestalt zu offenbaren. Es bleibt das grosse Verdienst des Schweizer Psychologen Carl Gustav Jung, in der Nachfolge des Amerikaners E. A. Hitchcock und des Wiener Psychoanalytikers H. Silberer, diese Wesenszüge der Alchemie deutlich erkannt und zum Verständnis der seelischen Konflikte des modernen Menschen herangezogen zu haben. In seinen Schriften hat C. G. Jung auch die Frage des Perpetuum mobile gelegentlich berührt, ohne ihr allerdings eine eingehendere Untersuchung zu widmen. Viel bleibt hier für die Forschung zu tun. Eine wahrhafte Terra incognita, ein unerschlossener Kontinent der menschlichen Seele breitet sich vor unseren Blicken aus. Es könnte sich daher wohl lohnen, einige Vorstösse in dieses Neuland zu unternehmen. Mehr als skizzenhafte Andeutungen einiger vorläufiger Ergebnisse dürfen aber in diesem Zusammenhang nicht erwartet werden.

Das geschichtliche Material zum Problem des Perpetuum mobile ist unübersehbar gross. In bezug auf Reichhaltigkeit und Vielfalt übertrifft es vermutlich sogar noch die alchemistische Literatur. Eine vollständige Sammlung aller Projekte und theoretischen Abhandlungen würde eine Bibliothek mit Hunderten, wenn nicht gar Tausenden von Bänden füllen. Ohne Schwierigkeit liesse sich auch ein Museum mit all jenen Apparaten und Maschinen füllen, die im Laufe der Jahrhunderte konstruiert wurden, um das Perpetuum mobile zu verwirklichen. Die verschiedenartigsten Spezialdisziplinen naturwissenschaftlicher, technischer und geschichtlicher Erkenntnis müsste man beherrschen, um all die Dokumente menschlich-allzumenschlicher Hoffnungen und Enttäuschungen zusammenzutragen und zu ordnen. Von zentraler Bedeutung bleibt aber die Frage nach den seelischen Hintergründen, ohne die das vielfältige Material nur eine zusammenhanglose Masse von Einzel Tatsachen bleibt.

Wenden wir uns dem Begriff des Perpetuum mobile zu. Im wörtlichen Sinne haben wir unter diesem Ausdruck etwas zu verstehen, das sich fortdauernd, ewig bewegt. Damit wurde aber der entscheidende Wesenszug des Perpetuum mobile noch nicht deutlich hervorgehoben. Mit der Idee ewiger Bewegung verbindet sich nämlich die Vorstellung, dass es sich um eine künstliche, vom Menschen geschaffene Vorrichtung handelt, die, einmal in Gang gesetzt, unaufhörlich weitergeht. Ein solches Perpetuum mobile soll aber womöglich nicht nur ewig gehen, es soll dabei auch noch nützliche Arbeit leisten, Gewichte heben, Rollen und Räder treiben usw.

Diese Begriffsbestimmung steht offensichtlich im Widerspruch mit den Auffassungen der exakten Naturwissenschaft. Seit hundert

Jahren gehört es zu den axiomatischen Voraussetzungen der physikalischen Erkenntnis, dass ein Apparat oder eine Maschine nach Art des Perpetuum mobile unmöglich ist. Alle Vorrichtungen können nur Energie von einer Erscheinungsform in eine andere umwandeln. Der nach dem Gesetz der Erhaltung der Energie theoretisch denkbare Wirkungsgrad von 100% lässt sich in der praktischen Wirklichkeit nie erreichen, da stets ein Teil der zugeführten Energie als Reibung im endlich geschlossenen Kreisprozess ausscheidet. Aber nicht einmal eine restlose Umwandlung, zum Beispiel einer bestimmten Wärmemenge in mechanische Arbeit ist trotz der Äquivalenzbeziehung zwischen thermischer und mechanischer Energie möglich. Der Umwandlung sind sehr enge natürliche Grenzen gesetzt, die durch keinerlei Vorrichtungen überschritten werden können. Nach dem Entropieprinzip von Rudolf Clausius ist stets ein Gefälle der Wärmetensität (Temperatur) notwendig, allgemein gesagt, eine Potentialdifferenz, damit sich eine Umwandlung der Energie vollziehen kann. Um dieses Gefälle, diese Niveaudifferenz aufrecht zu erhalten, braucht es Energie. Ein im voraus bestimmbarer Anteil der Energie verlässt daher unausgenutzt alle unsere Apparate und Maschinen. Bei den thermischen Maschinen ist dieses Verhältnis besonders auffallend, verpufft doch der weitaus grösste Teil der Wärmeenergie in die Umgebung.

In der älteren Literatur begegnet man einer anderen Unterscheidung. Hier ist nicht von Perpetuum mobile erster und zweiter Art die Rede, sondern von einem „Perpetuum mobile naturale“ und einem „Perpetuum mobile artificiale“. Das Perpetuum mobile artificiale deckt sich mit der oben entwickelten Begriffsbestimmung einer von Menschen konstruierten Maschine. Hingegen lässt sich der Begriff des Perpetuum mobile naturale nur sehr schwer fassen. Materielle Konstruktionen und Hantierungen im physikalischen oder chemischen Sinne treten zurück gegenüber einer magisch-alchemistischen Praktik und ihrer seelischen Grundhaltung. Offenbar liegt all diesen Versuchen eine Identifikation des Menschen mit dem in ewiger Bewegung befindlichen Weltall zugrunde. Ein Beispiel für viele andere wollen wir einem Buch aus der Mitte des 18. Jahrhunderts entnehmen, das den abenteuerlichen Titel führt: „Magia Divina oder Grund- und deutlicher Unterricht von den furnehmsten caballistischen Kunst-Stücken. Von L. v. H. Anno 1745“: „Wie ein Perpetuum mobile naturae zu machen“.

„Sehe zu, dass du in denen zwölf Nächten nach Weynachten Dufft von tragbaren Bäumen so viel bekommst, dass es eine halbe oder gantze Mass Wasser gebe. Dieses hebe wohl verwahret auf. Im Martio fange auch von tragbaren Bäumen, oder den Früchten im Feld Nebel-Wasser, das im Majo colligiret hat auf den Wiesen, und so bald ein Donner-Wetter mit Regen kommt, nehme auch davon. Giesse von jedem dieser vier Wassern in eine schöne grosse weisse Phiol ein halb oder gantze Maas zusammen. Setze das Glas

mit einem blinden Helm verwahret, oder sonsten wohl lutieret einen Monath lange in Petrifaction. Hiernach bringe es in zweyten Grad des Feuers, setze einen Helm darauf und destilliere alles bis auf Honig dicken Saft herüber und nicht mehr, dass es nicht verbrenne, sonsten wäre alles verdorben. Das überdestillierte rectificiere, dass nur eine Mass spirituentes Wasser bleibe, und diess hebe auf. Zu der Remanenz in dr Phiol thue von der Astralischen Tinctur ehe sie mit dem Gold versetzt wird, vier Grana, dann setze das Glass wohl lutiert, wieder in den ersten Grad, so wird sich die Materie zusammen begeben, zu einem dicken kohl schwarzen Klumpen, und dieser wird sich scheiden. . .

Mercke aber nächst diesem dass, wenn du das Glass immer unbewegt stehen lässt, sich ein Dunst in die Höhe begiebt, welcher einen Schein wie die Sonne von sich geben, und des Nachts wie der Mond und die Sterne leuchten, auch wie diese 2 Lichter in der grossen Welt ab- und zunehmen wird. Und wenn es von aussen trüb, regnerisch, windig ist, oder Donner, Blitz, Schnee, Reiffe, Nebel, Thau, so werden sich gleichfalls nach drey Monathen alle diese Dinge in dem Glass zeigen, und biss dein Menstruum aufhörete, daurn. Hierin siehst du nun wie der Natur Geist würcket, was er vermag, es erhellet auch hieraus kenntlich die grosse Weisheit Gottes, was das Verbum Fiat seye: und wie Gott in allen Dingen zugegen: Du wirst nicht allein dieses, sondern auch weit mehrere, als angezeigt worden sehen, und der Allmächtige Schöpfer dir offenbahren, wenn du ihn nur für Augen und im Herten hast, auch dieses grosse Geheimniss vor der bösen Welt verwahrest“.

Eine seltsame Welt, in die wir durch diese Anweisung eingeführt werden! Aber es besteht kein Anlass, uns über sie lustig zu machen, wie sich bald zeigen wird. Wir wollen uns vielmehr ernsthaft bemühen, in diese Gedankengänge einzudringen und das Wesentliche aus dem Wust barocken Beiwerks herauszuheben. Dazu gibt es aber keinen besseren Zugang, als die Idee des Perpetuum mobile am historischen Ursprung aufzusuchen und die weitere Entwicklung im Laufe der Jahrhunderte etwas genauer zu verfolgen.

Der lateinische Name lässt vermuten, dass die Idee des Perpetuum mobile aus der Antike stamme. Das trifft aber nicht zu. Zwar finden wir in der griechischen und römischen Literatur Hinweise, die auf das Perpetuum mobile Bezug zu nehmen scheinen, so zum Beispiel jene berühmte Stelle aus der „Politika“ des Aristoteles, wo von fabelhaften Werkzeugen und Instrumenten die Rede ist, die sich von selbst bewegen:

„Denn freilich, wenn jedes Werkzeug auf erhaltene Weisung, oder gar die Befehle im voraus erratend, seine Verrichtung wahrnehmen könnte, wie das die Statuten des Daedalos oder die Dreifüsse des Hephaestos getan haben sollen, von denen der Dichter (Homer) sagt, dass sie ‚von selbst zur Versammlung der Götter erschienen‘; wenn so auch das Weberschiff von selbst webte und

der Zitherschlägel von selbst spielte, dann brauchten allerdings die Meister keine Gesellen und die Herren keine Knechte“.

Aus dem Zusammenhang geht klar hervor, dass Aristoteles in diesen Vorstellungen nur die Laune einer dichterischen Phantasie zu sehen vermag, die technisch zu verwirklichen er keiner ernsthaften Erwägung für würdig hält. Das von ihm allem werktätigen Handeln gegenüber verherrlichte Bild des Menschen, als beschaulich denkendem Wesen, hat nicht nur für Aristoteles, sondern für die gesamte antike Einstellung zur Technik massgebende Bedeutung. Nur Gott als der unbewegte Bewegter des Weltalls konnte im Kosmos ein Perpetuum mobile von ewig kreisenden Sphären verwirklichen. Die Betrachtung der kosmischen Welt führte den antiken Menschen nicht zum Gedanken der Nachahmung in irdischmenschlichen Dimensionen, sondern direkt zur Identifizierung des Menscheistes mit dem Absoluten selbst, zur Verherrlichung der theoretischen Vernunft im Bilde eines göttlichen, in sich selbst ruhenden „ersten Bewegers“. Daher scheint es uns auch höchst irreführend zu sein, von einer „antiken Technik“ in dem Sinne zu sprechen, wie wir ihn heute mit der Welt von Apparaten und Maschinen verbinden, die unser Dasein bestimmen. Die gigantischen Bauwerke, Instrumente und Werkzeuge, ebenso wie die spielerischen Geräte, die uns aus der Antike überliefert sind, entstammen einer Geisteshaltung, der die Idee eines Perpetuum mobile völlig fremd bleiben musste.

Erst im Hochmittelalter, etwa um die Mitte des 13. Jahrhunderts, tritt uns diese seltsame Idee zum erstenmal deutlich entgegen. Und zwar verbinden sich von Anfang an gedankliche Spekulationen mit technisch-konstruktiven Gestaltungsversuchen. Theorie und Praxis, Philosophie und Technik, erscheinen aufs engste miteinander verknüpft. Dass der picardische Architekt Villard de Honnecourt oder sein Landsmann, der scholastische Philosoph Pierre de Maricourt (Petrus Peregrinus), von denen die ältesten uns bekannten Darstellungen eines Perpetuum mobile stammen, die eigentlichen Väter des Gedankens gewesen sind, ist recht unwahrscheinlich. Jedenfalls aber scheint das Bemühen um eine Vorrichtung, die sich von selbst bewegt, damals im Zeitalter der Hochgotik zu einem zentralen Problem scholastischen Denkens und architektonisch-technischer Gestaltung geworden zu sein. Es handelte sich um etwas Neues. Ein Erbstück antiken Denkens ist die Idee des Perpetuum mobile sicher nicht gewesen. Das bezeugt auch die Schrift „De architectura“ des Vitruv, in der das gesamte technische Wissen und Können der Antike gesammelt vorliegt und die dann in der Renaissance wieder in den Blickpunkt der Aufmerksamkeit gerückt ist. Vitruv bleibt, als Vertreter antiker Denkart, wie Aristoteles im Prinzip statisch orientiert. Daran ändert auch die in seiner Schrift enthaltene Beschreibung von Wasserrädern nichts.

Erst in der Epoche des Hochmittelalters, als die gotischen Dome, zuerst in Nordfrankreich, dann auf dem ganzen Kontinent

und den britischen Inseln immer kühner zum Himmel aufstrebten, die ersten Räderuhren auftauchten und sich in der scholastischen Spekulation eines Raimundus Lullus und Duns Scotus die volun-
taristische Metaphysik regte, befiel den abendländischen Menschen jene rätselhafte Unruhe, als deren Symbol wir die Idee des Perpetuum mobile ansprechen zu dürfen glauben. Es ist jene Zeit, die uns Sismonde de Sismondi in seiner „Geschichte der italienischen Freistaaten im Mittelalter“ (1808), lange vor Jacob Burckhardt, mit unübertrefflicher Prägnanz geschildert hat:

„Dieses Heraustreten aus dem individuellen ins öffentliche Leben, zu gemeinsamen Gefühlen, und als der Teil eines grossen Ganzen, hebt den Menschen höher und macht ihn der grössten Dinge fähig. Die politischen Leidenschaften zeugen mehr Helden als die persönlichen, und obzwar gleich der Zusammenhang, minder einleuchtend sein mag, sie bilden auch mehr Künstler, mehr Dichter, mehr Philosophen und mehr Gelehrte. Das Jahrhundert, dessen Geschichte wir durchgegangen haben, leistet den Beweis dafür. Mitten unter allen Zuckungen seiner Bürgerkriege hat Florenz die Künste des Architekten, des Bildhauers und des Malers hergestellt, es hat den grössten Dichter, dessen heute noch Italien sich rühmt, hervorgebracht, und hat der Philosophie ihre ehrenvolle Stelle wieder eingeräumt, und den Wissenschaften überhaupt einen vorteilhaften Schwung gegeben, der sich bald in Italiens übrigen freien Städten wiederholte, und nach den Zeiten der Barbarei die Jahrhunderte der schönen Künste und des Geschmacks herbeiführte.

Die erste der schönen Künste, die man im Mittelalter in Italien wieder aufblühen sah, ist die Baukunst. Da Nachahmung nicht ihr Zweck ist, und sie sich über wirkliche Gegenstände erhebt, um bloss ideale Formen einer symmetrischen und abgezogenen Schönheit, wie solche der Mensch auffasst, darzustellen, so drückt sich sichtbarer als in jeder andern schönen Kunst der Charakter des Jahrhunderts in der Baukunst aus, und unverkennbar spricht aus ihr die Grösse, die Kraft oder die Kleinheit der Nation, unter der sie blühte, des Künstlers, der sie vervollkommnete. Sie ist am besten geeignet, von Geschlecht an Geschlecht überzugehen; Genie und Willenskraft walten gebieterisch in ihr, wo die andern Künste kleiner Geheimnisse, so mancher Fertigkeit und bindender Regeln zu ihren Schöpfungen bedürfen. Die Pyramiden der Ägypter, älter als die Werke anderer, selbst der mechanischen Künste, haben uns mehrere Jahrtausende das Mass der Kraft und der Grösse einer Nation überliefert, deren Dasein ohne eben diese Denkmale uns vielleicht Fabel wäre. Der ehrfurchtsgebietende Dom zu Florenz und hundert andere Gebäude erhabener Grösse, Werke der italienischen Republiken des dreizehnten Jahrhunderts, werden auf immer das Andenken dieser freien und grossherzigen Völkerschaften erhalten, denen bis jetzt die Geschichte noch nicht ihr volles Recht angetan hat“.

Der Idee des Perpetuum mobile widmet Petrus Peregrinus das

letzte Kapitel seiner bei der Belagerung der Sarazenenstadt Lucera in Apulien durch Karl von Anjou entstandenen Schrift über den Magnetismus (1269). Er liefert damit ein Musterbeispiel für die neue, von Erfahrung und Experiment ausgehende Einstellung zur Welt, die „Scientia experimentalis“. Er beschreibt diese Vorrichtung als „ein kontinuierlich sich bewegendes Rad, das erstaunlich geistreich ist“. Ein rund abgedrehter Magnetstein werde derart montiert, dass er sich um seine eigenen Achse drehen könne. Darnach stelle man den Stein im Meridian derart auf, dass er nach Art einer Armillarsphäre beweglich sei und dass in der Gegend, in der man sich befindet, die Hebung und Senkung seiner Pole der Erhebung und Depression der Himmelspole entspreche. „Und wenn sich dann der Stein entsprechend der Drehung des Himmels bewegt, mag man sich freuen, ein wunderbares Geheimnis in Besitz genommen zu haben. Dreht er sich aber nicht, dann muss man den Misserfolg nicht der Natur, sondern der eigenen Unerfahrenheit zuschreiben“. Offenbar liegt dieser Konstruktion der naturphilosophische Gedanke einer Entsprechung von kosmischer und irdischer Bewegung zu Grunde. Entscheidende Bedeutung gewinnt aber die Beschreibung dadurch, dass hier zum erstenmal deutlich die metaphysische Idee vom Mikrokosmos und Makrokosmos aus einer rein gedanklichen Konstruktion in den Bereich praktisch-technischer Realisierung übergeführt wird.

Während die Vorrichtung des Petrus Peregrinus als physikalischer Apparat ohne praktische Zwecksetzung erscheint, einem wunderbaren Spielzeug vergleichbar, das durch kosmische Kräfte in Bewegung gesetzt wird, stellt sich der Architekt Villard de Honnecourt (etwa 1250) die technische Aufgabe, eine Vorrichtung zu konstruieren, die ihre Bewegung von selbst erneuert. In seinem Reiseskizzenbuch, einem der wertvollsten Dokumente gotischer Bauhüttenarbeit, das der Berner Kunsthistoriker Hans R. Hahnloser, Wien 1935, in einer vorzüglichen Faksimileausgabe allgemein zugänglich gemacht hat, findet sich die Zeichnung eines um eine waagrechte Welle drehbaren Rades, an dessen Felgenkranz sieben Hämmer schwenkbar angebracht sind. Die altfranzösische Erläuterung unter der Abbildung lautet in deutscher Übersetzung: „Gar manchen Tag haben Meister darüber beratschlagt, wie man ein Rad machen könne, das sich von selber dreht. Hier ist eines, das man aus einer ungeraden Anzahl von Hämmern oder mit Quecksilber gemacht hat“. Der „Wettstreit der Meister“ weist offenbar auf eine Schriftquelle hin, an die sich Villard nicht mehr genau erinnert. Auffallend an der Zeichnung ist die „gedankliche Perspektive“ des Rades. Obwohl Villard sonst Räder in perspektivisch verkürzter Seiten- und Oberansicht korrekt darstellt, hat er dieses Rad sicher absichtlich mit dem Zirkel gezeichnet. Wir dürfen daher in der ungewohnten Darstellungsweise keineswegs ein Unvermögen des Zeichners, sondern vielmehr den Ausdruck eines bestimmten Wollens im Sinne planmässiger Genauigkeit erblicken. Beim Drehen des Rades sollen sich die Hämmer so überschlagen,

dass sich auf der einen Hälfte stets eine grössere Anzahl befindet als auf der anderen. Dadurch soll sich ein Übergewicht ergeben, das durch die dauernd sich erneuernde Gleichgewichtsstörung das Rad in ständigem Umlauf erhält. Wenn man dieses Perpetuum mobile mit den übrigen bauhandwerklichen Apparaten und Werkzeugen vergleicht, die Villard in seinem Skizzenbuch festgehalten hat, so drängt sich die Vermutung auf, dass er nicht nur eine dauernde Bewegung, sondern darüber hinaus die Arbeitsleistung einer Antriebsmaschine erwartete.

Verfolgen wir die historische Entwicklung weiter, so finden wir in der Renaissancezeit eine wahre Flut von Vorschlägen, das Perpetuum mobile auf die mannigfaltigste Weise zu verwirklichen. Alle diese Projekte stehen in engem Zusammenhang mit dem Mikrokosmos-Makrokosmosgedanken, der in der Renaissancephilosophie zentrale Bedeutung gewinnt, vor allem in der Lehre von „Fortuna“ (Schicksal) und „Virtù“ (Lebenskraft des Menschen), die als Gegenspieler das Leben des Einzelmenschen und der Völker bestimmen sollen. Die Fortuna als weibliche Figur auf einer rollenden Kugel oder einem sich drehenden Rade stehend, gehört daher zu den beliebtesten Motiven der Renaissancekunst.

Ungefähr 250 Jahre nach Villard de Honnecourt konnte Leonardo da Vinci schon eine ganze Sammlung von Darstellungen des Perpetuum mobile im Bilde festhalten, die zum Teil eine verblüffende Ähnlichkeit mit dem Urbild aufweisen. Der bekannte Ausspruch des greisen Leonardo „O, Erforscher der ewigen Bewegung, wie viele eitle Pläne habt ihr bei dergleichem Suchen geschaffen“ darf durchaus nicht, wie es von naturwissenschaftlicher Seite geschehen ist, als Zeugnis für die Überzeugung von der Unmöglichkeit des Perpetuum mobile aufgefasst werden. Diese Worte enthalten lediglich ein alle bisherigen Bemühungen kennzeichnendes Urteil und vielleicht den Ausdruck einer Resignation, selbst noch die Lösung des Rätsels zu finden.

1558 erschien die Abhandlung des Petrus Peregrinus zum ersten Mal im Druck. Viele Schriften aus der damaligen Zeit über dasselbe Thema stellen sich bei genauerem Studium als wertlose Plagiate der Werke von Petrus Peregrinus heraus. Auch Paracelsus beschäftigte sich mit der Idee des Perpetuum mobile. Seine Nachfolger waren fest davon überzeugt, dass er nicht nur den Stein der Weisen entdeckt habe, sondern auch im Besitze dieses Geheimnisses gewesen sei. So schreibt etwa John Wilkins, Bischof von Chester, der Schwager Cromwells, bekannt als eines der aktiven Gründungsmitglieder der Royal Society in London, in seiner „Mathematical Magick“ (1648):

„Die Entdeckung einer perpetuierlichen Bewegung wurde zuerst auf chemischem Wege versucht. Paracelsus und seine Schüler haben damit geprahlt, dass sie mit Hilfe chemischer Separation und Extraktionen eine förmliche Welt im Kleinen (Mikrokosmos) mit allen Himmelserscheinungen herstellen und in einer perpetuierlichen Bewegung erhalten könnten... Die Art und Weise, wie

man auf chemischem Wege eine perpetuierliche Bewegung erhalten könne, ist zum Beispiel diese: Man mische 5 Unzen Erde (Amalgan) mit einem gleichen Gewicht von Jupiter (Zinn), reibe sie mit 10 Unzen Sublimat zusammen, lasse dies über Strohfeuer, bis es zu einer trockenen Substanz wird. Durch Wiederholung dieser Auflösung und Destillation werden sich mit der Zeit verschiedene kleine Atome ablösen, die, wenn sie in ein Glas gebracht werden, eine perpetuierliche Bewegung zeigen“.

Francis Bacon, dessen utopische Schrift „Nova Atlantis“ (posthum 1627) als Vorbild bei der Gründung der Royal Society, der ersten naturforschenden Gesellschaft im modernen Sinne, eine Rolle spielte, spricht ebenfalls vom Perpetuum mobile:

„In unseren Maschinenhäusern stehen Maschinen und Apparate, mit deren Hilfe wir Bewegungen aller Art hervorbringen können; wir erzielen damit grössere Geschwindigkeiten als ihr mit euren kleinen Flinten oder mit irgend welchen andern Vorrichtungen. Wir suchen die Bewegungsvorgänge reibungsloser und wirksamer zu gestalten und ihre Nutzleistung durch Räder und auf andere Weise auf ein Vielfaches zu steigern. Infolgedessen erzielen wir viel kräftigere Wirkungen als ihr mit euren grossen Belagerungs- und Feldgeschützen. Wir stellen Geschütze und Kriegsgerät aller Art her, neue Schiesspulvermischungen, griechisches Feuer, das auf dem Wasser brennt und nicht ausgelöscht werden kann, ferner alle möglichen Raketen, die teils zur Belustigung, teils zu nützlichen Zwecken dienen. Wir ahmen dort auch den Vogelflug nach. Zum Fliegen in der Luft haben wir Gestelle und Hilfsmittel, ähnlich den Flugorganen der Tiere. Wir besitzen Schiffe und Boote, die unter Wasser fahren können und deshalb den Stürmen des Weltmeers nicht so ausgesetzt sind; ferner Schwimmgürtel und andere Vorrichtungen, die das Schwimmen erleichtern. Erwähnenswert sind unsere vorzüglichen Uhren und andere durch Luft oder Wasser getriebene Laufwerke mit Dreh- und Pendelbewegungen. Auch das Perpetuum mobile haben wir in mehreren Ausführungen. Wir können die Bewegungen der Menschen, der Vierfüssler, der Vögel, der Fische und der Schlangen im Bilde nachahmen. Schliesslich haben wir auch noch weitere Möglichkeiten, Bewegungen in ausserordentlicher Gleichförmigkeit und Genauigkeit zu erzeugen“.

Fast alle hervorragenden Philosophen und Naturforscher des 17. Jahrhunderts haben sich mit dem Perpetuum mobile beschäftigt. So vor allem René Descartes, Robert Boyle und Leibniz. Descartes nimmt in seinen „Regeln zur Leitung des Geistes oder von der Erforschung der Wahrheit durch das natürliche Licht“ (1644) auf Petrus Peregrinus Bezug und ahnt an dieser Stelle das Prinzip der Dynamomaschine, 250 Jahre vor seiner Verwirklichung. Robert Boyle, der grosse Chemiker und Freund Newtons, beschreibt 1685 ein chemisches Perpetuum mobile ausführlich, das stark an die Schilderung von John Wilkins erinnert. Von Leibniz wissen wir, dass er sich sein Leben lang für das Perpetuum mobile in-

teressierte. In den Schriften aus der Frühzeit, „Hypothesis physica nova“ und „Theoria motus abstracti“, die er der Royal Society in London (1671) und der Pariser Akademie widmete, suchte er die Möglichkeit eines Perpetuum mobile zu beweisen. Aber auch später lässt ihn das Problem nicht zur Ruhe kommen. Ja, man darf sein metaphysisches System von der prästabilierten Harmonie der Monaden (mikrokosmische Elementareinheiten) geradezu als den Versuch einer philosophischen Formulierung der Idee des Perpetuum mobile auffassen. In diesem Sinne hat zum mindesten Goethe in seinen „Heften zur Morphologie“ (1822) Leibniz verstanden, wenn er sagt: „Das Höchste, was wir von Gott und der Natur erhalten haben, ist das Leben, die rotierende Bewegung der Monas um sich selbst, welche weder Rast noch Ruhe kennt; der Trieb, das Leben zu hegen und zu pflegen, ist einem jeden unverwüstlich eingeboren, die Eigentümlichkeit desselben jedoch bleibt uns und anderen ein Geheimnis“. Es kann uns daher auch nicht überraschen, wenn Leibniz drei Monate vor seinem Tod, im Jahre 1716, mit dem Konstrukteur eines Perpetuum mobile zusammentrifft und diesen sogar an den Zarenhof in Petersburg wärmstens empfiehlt. Die Maschine dieses Ernst Elias Bessler, genannt Orffyreus, gehört wohl zu den aufsehenerregendsten Versuchen, ein Perpetuum mobile zu konstruieren. Freilich stellte sich dann später heraus, dass die Konstruktion auf einem raffinierten Schwindel beruhte, indem eine Magd von einem verborgenen Nebenzimmer aus durch Drehen einer Kurbel für die ewige Bewegung zu sorgen hatte.

Peter der Grosse interessierte sich leidenschaftlich für das Perpetuum mobile. Schon 1713 stiftete er einen Preis von 30.000 Rubel, um den sich kein Geringerer als der bekannte Architekt Andreas Schlüter aus Berlin bewarb. Eine Kanonenkugel, zwischen Messingplatten von Federn getrieben, sollte sich in dauernder Bewegung erhalten. Tagelang schloss sich Peter der Grosse mit Schlüter in einem Zimmer ein, um die Konstruktion des Perpetuum mobile gemeinsam mit ihm zu vollenden. Nur der unerwartete Tod Schlüters bereitete den Versuchen schon nach Jahresfrist ein Ende.

Wie aus zeitgenössischen Dokumenten hervorgeht, liegt auch den berühmten Automaten und mechanischen Kunstwerken aus der Rokokozeit die Idee des Perpetuum mobile zugrunde. So mühte sich zum Beispiel Pierre Jaquet-Droz (1721—1790), dessen kunstvolle Automatenfiguren wir heute noch im Museum zu Neuenburg bewundern können, jahrelang vergeblich damit ab, ein Perpetuum mobile zu konstruieren. 1775 sah sich schliesslich die Pariser Akademie veranlasst, keine weiteren Projekte für ein Perpetuum mobile mehr zur Prüfung entgegenzunehmen, was aber die Anhänger dieser Idee nicht entmutigte, unentwegt weiterzusuchen.

Wichtig scheint in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass die Idee des Perpetuum mobile um die Mitte des 18. Jahrhunderts aus dem metaphysischen und technischen Bereich in die wirtschaftliche und soziale Wirklichkeit übertragen wurde und gerade

hier eine mächtige Bewegung auslöste. Dass die Fürsten im Zeitalter des Merkantilismus immer wieder Alchemisten heranzogen, in der Hoffnung, auf diesem Wege ihre leeren Kassen mit Gold füllen zu können, ist nicht weiter verwunderlich. Bekannt sind auch die oft unbeabsichtigten Nebenwirkungen dieser alchemistischen Praxis. Die Entdeckung des Porzellans und manch andere wertvolle Erfindung hat hier ihren Ursprung. Merkantilistische Wirtschaftspolitik und alchemistische Weltauffassung hängen aber nicht nur äusserlich zusammen, sie entspringen derselben menschlichen Grundhaltung sich durch praktische Hantierungen und Anordnungen in den Besitz irdischer Allmacht zu setzen. In diesem letzten Endes metaphysischen Streben liegt die irrationale Wurzel aller konkreten Erscheinungen, die wir im „Zeitalter des Absolutismus“ beobachten können. Hat man den wesensmässigen Zusammenhang zwischen Alchemie und Merkantilismus einmal erkannt, so fällt es auch nicht schwer, das berühmte Schlagwort der Physiokraten „Laissez faire, laissez passer, le monde va de lui-même“ mit der Idee des Perpetuum mobile in Verbindung zu bringen. François Quesnays „Tableau économique“ (1758) bildete den Ausgangspunkt einer Kritik an der merkantilistischen Wirtschaftspolitik und eröffnete ein neues Programm von grösster Tragweite für Reformen im wirtschaftlichen und sozialen Leben. Genau so wie die Welt in kosmischen Dimensionen sich von selbst bewegt, so sollen auch die Bewegungen im Wirtschafts- und Sozialleben des Menschen ewig dauern, wenn man nur dafür sorgt, dass von aussen her keine störenden und hemmenden Eingriffe erfolgen. Der Kreislauf der wirtschaftlichen Güter wird auch von Adam Smith, dem Klassiker des liberalen Wirtschaftssystems, in der Nachfolge Quesnays, nach dem Modell eines Perpetuum mobile aufgefasst. Der grosse Chemiker Justus von Liebig hat wohl als erster diesen Zusammenhang erkannt und schon in der Einleitung zur 6. Auflage seiner bahnbrechenden „Agrikulturchemie“ (1846) formuliert: „Der Mechaniker glaubte (zu Adam Smiths Zeiten), dass die Kraft aus dem Nichts entstehe und dass durch eine geschickte Zusammenfügung von Hebeln und Räderwerk eine Maschine herstellbar sei, welche immer arbeiten könne. ‚Die Zeugungskraft der Erde bringe die Feldfrüchte hervor‘, so sagt Ad. Smith ‚und das Besäen und Pflügen des Bodens diene mehr zu ihrer Leitung und Verstärkung, und es lasse sich die Rente eines Grundbesitzers als der Ertrag jener Naturkräfte betrachten, deren Benutzung er dem Pächter überlasse‘; dem Sinne nach etwa wie der Besitzer eines Wasserfalls, dessen Benutzung einem Müller gegen eine jährliche Abgabe überlässt“.

Wenn der Mensch auch nicht in der Lage ist, die Welt der Wirtschaft nach dem Muster eines Perpetuum mobile selbst zu konstruieren, so hat er doch im Sinne der klassischen Nationalökonomie alle Hände voll zu tun, Hemmungen und Reibungen zu beseitigen, damit der Kreislauf nicht ins Stocken gerät.

Den Abschluss fand die Entwicklung auf naturwissenschaft-

lichtechnischem Gebiet durch die Entdeckung von J. Robert Mayer, der 1842 das Prinzip der Erhaltung der Energie formulierte und die Äquivalenz zwischen Wärme und mechanischer Arbeit quantitativ bestimmte. Wie wir aus autobiographischen Notizen wissen, stand auch bei dieser Entdeckung das jugendliche Bemühen, ein Perpetuum mobile zu konstruieren, Pate. Als Rudolf Clausius dann im Jahre 1865 am Vortragspult der Naturforschenden Gesellschaft in Zürich den zweiten Hauptsatz der Thermodynamik, das sogenannte Entropieprinzip aufstellte, war auch das Schicksal des Perpetuum mobile zweiter Art entschieden. Auf Vorarbeiten Sadi Carnots aus dem Jahre 1824 zurückgreifend, konnte er das Bestehen einer Potentialdifferenz als notwendige Bedingung jeder Energieumwandlung in einem endlichen geschlossenen System nachweisen. Dennoch wiederholen sich bis in die Gegenwart Konstruktionsvorschläge für ein Perpetuum mobile mit monotoner Regelmässigkeit. Auch an gläubigen und finanzkräftigen Anhängern scheint es nicht zu fehlen, wie man aus Pressemitteilungen, Patentanmeldungen und Gerichtsverhandlungen immer wieder ersehen kann.

Wichtig scheint uns am Schluss der Betrachtung noch ein Hinweis auf jene philosophischen Lehren, die den Gedanken des Perpetuum mobile in abgewandelter Form bis in unsere Zeit hinein aufrecht erhalten. An erster Stelle wäre Nietzsches metaphysische These von der „ewigen Wiederkunft des Gleichen“ zu nennen und sein Ideal des „Übermenschen“. Indem Nietzsche den Willen zur Macht als einzigen Motor menschlichen Denkens, Fühlens und Handelns anerkennt und bejaht, schwebt ihm das Bild einer ewigen Dynamik vor, die mit ihrer in sich selbst zurückkehrenden Bewegung zum Prototyp des Übermenschen wird. Von da ist es dann nur noch ein kleiner Schritt zur Forderung einer „totalen Mobilmachung“, wie sie zuerst Ernst Jünger in einem blendenden Aufsatz aus dem Jahre 1930 erhoben hat: „Die totale Mobilmachung wird weit weniger vollzogen, als sie sich selbst vollzieht sie ist in Krieg und Frieden der Ausdruck des geheimnisvollen und zwingenden Anspruches, dem dieses Leben im Zeitalter der Massen und Maschinen uns unterwirft“. Wohin diese Dynamik rein um der Dynamik willen, mit einem „Minimum an geistiger Zielsetzung“, führt, wenn man sie aus der „einen ästhetisch-literarischen Betrachtung in die politische und soziale Wirklichkeit überführt, brauchen wir hier nicht weitläufig auseinanderzusetzen. Die Erfahrungen zweier Weltkriege sollten genügen, um die verhängnisvollen Konsequenzen dieser totalitären Form der Idee eines Perpetuum mobile zu erkennen.

Versuchen wir das Ergebnis unserer Betrachtung zusammenzufassen. Der Traum des Perpetuum mobile kurz zu Beginn der abendländischen Neuzeit. Er liess die abendländische Menschheit nicht wieder los. Nicht nur auf naturwissenschaftlich-technischem Gebiet spielte er eine viel grössere Rolle, als man in der Regel einzugestehn bereit ist. Ebenso wichtig, wenn nicht noch

wichtiger sind die Abwandlungen dieser Idee in der wirtschaftlichen, sozialen und politischen Wirklichkeit, angefangen von der Lehre der Physiokraten bis zum Programm der totalen Mobilmachung. Im Grunde handelt es sich um eine irrationale, metaphysische Sehnsucht, die in immer neuen Bildern und Maskierungen auftritt und selbst dann noch weiterlebt, nachdem die Unmöglichkeit des Perpetuum mobile auf der naturwissenschaftlich-technischen Ebene eingesehen werden konnte: In der Idee des Perpetuum mobile lebt die Sehnsucht, eine künstliche Welt zu schaffen, die sich wie der Makrokosmos aus eigener Kraft ewig bewegt und dem Willen des Menschen gehorcht. Insofern bedeutet das Perpetuum mobile weit mehr als eine naturwissenschaftlich-technische Spielerei. Wir dürfen in ihm ein Sinnbild abendländischen Menschentums sehen. Ein wichtiges Anliegen unserer Zeit wird es sein, diese Zusammenhänge klar zu durchschauen und damit im Abendland den Boden zu bereiten für eine neue, echt menschliche Haltung, die sich von der Faszination des Übermenschentums und all seiner verhängnisvollen Konsequenzen befreit. Ohne Zweifel fällt neben dem Philosophen und Mediziner gerade dem Ingenieur im Zuge dieser Besinnung und Neuorientierung eine verantwortungsvolle und entscheidende Aufgabe zu.

Alguns Problemas da Psicologia do Contato

Dr. Guenter Fleischhut

Com o termo **Psicologia do Contato** não queremos designar uma nova escola psicológica como surgiram tantas nos últimos decênios. Também não queremos afirmar que seja um ramo novo da psicologia — ainda não, pois tal afirmação seria *pré-natura*. Por enquanto significa apenas uma tentativa de alguns psicólogos modernos formularem, em termos novos, velhos *problemas* psicológicos e de descobrirem as bases e os tipos *diferentes* das relações inter-humanas. Não quer isto dizer que *estas* relações ainda não tenham sido estudadas; pois, precisamente, elas constituem o campo próprio da psicologia, que estuda *nome* dentro do mundo e da sociedade. Achamos, porém, *de* muito pouca importância atribuí-se ao outro, ao Tu, *justamente* o Tu representa mais uma e estruturas do Eu. *Neste* contato com o Tu, o Eu adquire uma estrutura humana *dimensão*, realiza novas possibilidades. A finalidade *deste* estudo é de dar uma introdução a esta *problema* da Psicologia do Contato.

Este tema das relações humanas já foi estudado por duas outras disciplinas, que exerceram forte influência sobre a psicologia. Inicialmente a preocupação pelo contato inter-humana surgiu no

campo da **filosofia**, onde hoje é um capítulo extenso. Podemos até afirmar que este capítulo, até hoje, desconhecido, no campo filosófico, é a contribuição mais valiosa dos filósofos contemporâneos à História da Filosofia. Os estudos mais profundos foram publicados pelo filósofo Martin Buber (1), hoje professor da Universidade de Jerusalém. Também a Filosofia Existencial provocou o interesse pelo tema, principalmente os trabalhos de Karl Jaspers, autor da „Psicopatologia Geral“, e as análises fenomenológicas de Gabriel Marcel. Estudos semelhantes encontramos na **Teologia** evangélica e católica. O teólogo protestante Karl Heim repensou problemas teológicos, utilizando estes conceitos, e influenciou amplamente a filosofia, psicologia e ciência européias. Vemos, portanto, como este tema surge em vários pontos do panorama espiritual da atualidade, demonstrando a profunda preocupação antropológica, que domina a cultura moderna.

1. a) Como ponto de partida para as nossas considerações devemos examinar a dupla condição, que determina a situação humana. Um princípio dialético parece presidir a posição do homem dentro do seu mundo social. Em primeiro lugar podemos afirmar que o homem sempre vive entre outros homens, com os quais mantém contatos diversos, que demonstamos **condição social**. O ente humano não pode viver fora da sociedade: este necessita da presença dos outros homens e depende deles para a sua subsistência física e espiritual. Necessidade esta muito mais premente na civilização moderna; o ideal do Robinson hoje é irrealizável. Pensamos naquilo que já os antigos reconheceram quando definiram o homem como Zoon politikón — animal social. No entanto, constatamos o fato apenas como **condição** de vida para todo o ser humano: o homem, pelo fato de ser homem, vive dentro da sociedade. Não devemos, porém, concluir deste simples fato para uma „natureza social“ humana, isto é, o homem não é por „essência“ um animal social.

Pois verificamos em segundo lugar uma característica humana, que curiosamente se opõe àquela primeira condição e é representada pelo fato do homem também ser um **indivíduo**. Ele tem a vivência do seu Eu, diferente e separado dos outros Eus. Esta afirmação tem um duplo sentido. Por um lado, verificamos que o homem em suas relações com os outros toma consciência dolorosa de sua individualidade. Ele não pode transpor as fronteiras do seu Eu e quando quer transpor, um pensamento nunca saberá com certeza se o outro realmente o compreendeu. O outro é um todo independente e separado de nós. Além disso, aquela barreira invisível e intransponível. O irmão, além disso, não pode pensar por nós ou tomar as nossas decisões. Devemos resolver os nossos próprios problemas. Nas situações últimas e mais difíceis estamos sós, sem podermos receber auxílio de fora. Observamos por outro lado que os demais homens representam um limite à existência humana. A sociedade impõe-lhe as fronteiras de sua ação; ela lhe cerceia a liberdade, que é um caráter fundamental

de seu ser-homem. No contato social o outro constitui uma ameaça constante ao seu ser.

b) Caracterizamos até aqui a antinomia da situação humana através de duas teses: por um lado o homem é indivíduo e por outro vive necessariamente dentro da sociedade. Na análise apareceram apenas os elementos **estáticos**. No entanto, se a situação possui verdadeira dialética, então deve apresentar-se altamente **dinâmica**. Isto já foi verificado por Goethe quando se referiu à „sístole e diástole“ das relações humanas. No sístole o homem se contrai, se concentra sobre si mesmo e expulsa todos os elementos estranhos. Na diástole, ao contrário, abre-se para receber as solicitações provindas do exterior. Com significado semelhante M. Buber emprega os conceitos „Urdistanz und Beziehung“: em analogia com o ato do conhecimento, em que o homem, para melhor conhecer o objeto, mantém uma certa distância dêle, também há um distanciamento originário entre os homens para melhor aparecer o seu inter-relacionamento. Do ponto de partida por nós escolhido, podemos também tentar uma interpretação da Psicologia Individual de A. Adler. Esta psicologia reconhece duas tendências fundamentais humanas: a vontade de poder e o sentimento (feeling) de associação. A vontade de poder, fonte de auto-afirmação e de todo o progresso humano, isola o sujeito, distancia-o dos outros. Volta-se para o mundo e os outros com a finalidade única de domínio. O sentimento de associação opõe-se àquela; é êle que leva o homem à procura do outro, sem êle não pode existir o amor, a dedicação, a comunicabilidade. O interessante na teoria de Adler é que deve haver um equilíbrio entre estas duas tendências; o sentimento de associação deve interceptar a vontade de poder e garantir o homem contra os excessos desta. (2).

2. Afirmamos acima que o homem vive sua condição social e que dentro da sociedade mantém relações com os seus semelhantes. A nossa análise deverá distinguir agora os dois grandes grupos ou tipos de relações inter-humanas: o **contato superficial** e o **profundo**. Desde já acentuamos que entre êstes dois tipos existe uma diferença qualitativa e não apenas quantitativa. A sua qualidade é determinada pelo fato de serem inautênticas ou autênticas. (Seja permitido introduzir aqui êstes conceitos, pois êles permitem uma melhor diferenciação fenomenológica).

As relações humanas superficiais e inautênticas são aquelas em que há apenas um contato espacial, sem compreensão dos motivos íntimos da vida do próximo. Devemos citar aqui em primeiro lugar os resultados da moderna Psicologia da Massa, ainda não suficientemente aproveitados pela psicologia oficial de Leenica e muitos outros retrataram fielmente o moderno „homem-massa“. Este perdeu sua liberdade, a consciência de sua responsabilidade e está sujeito ao domínio impessoal da massa e da propaganda anônima.

Neste mundo dos cartazes berrantes (Plakatwelt), do sensa-

cionalismo barato e das diversões constantes, êle só consegue manter contatos fugazes. No entanto, há momentos nesta vida, em que o homem pensa poder estabelecer relações mais duradouras e mais firmes, erguidas sôbre o fundamento da afetividade. Estas relações afetivas queremos analisar com mais minúcia. Nelas o outro é considerado mero objeto. A nossa energia afetiva busca algo a que ligar-se. Por isso o térmo da relação não precisa ser necessariamente um ser humano; também pode ser fixada a afetividade sôbre um animal de estima, por exemplo. Incluindo assim o objeto visado dentro da esfera do nosso afeto, êle como que se torna propriedade nossa. Por isso violamos a dignidade do outro, não respeitamos a sua liberdade e faltamos a consciência de responsabilidade dum ser humano pelo outro. Estas relações são ego-cêntricas, pois o Eu continua permanecendo isolado. Pode haver uma correspondência de sentimentos vagos e indeterminados, que porém não expressam a comunhão de dois séres. É a fuga comum numa sentimentalidade vulgar e significa uma harmonia superficial, em que a indolência reprime tôdas as interrogações. A necessidade ontológica do Tu, então se exprime num violento desejo de possuir o outro. Tenta-se a satisfação desta necessidade pela entrega completa ao outro, que no fundo não é nada mais do que um perder-se para o outro e uma fuga de si mesmo. Entrega-se o homem a vagas de sentimento, que sempre levam partes de seu ser sem trazer-lhe algo de volta. Perde-se assim a si mesmo e escapa-lhe totalmente o outro.

O contato profundo e autêntico entre homens revela-se em tais situações muito humanas como a amizade, o amor. Referindo-nos àquilo, que Jaspers (3) designa de „comunicação existencial“. Não podemos repetir as análises de Jaspers, apenas queremos rapidamente indicar o seu conteúdo com alguns traços esquemáticos. A base desta relações é a camada mais íntima da estrutura humana, muito mais profunda do que a afetiva, a camada existencial: a comunicação é, portanto, o contato de duas existências. O outro não é objeto apenas; o Tu é descoberto como uma nova dimensão do homem. Por isto, tal relação só é possível entre séres humanos. Estabelece-se um diálogo entre o Eu e o Tu, em que é respeitada a individualidade e a liberdade de ambos, mas em que se obtém o máximo de proximidade com o outro. Na comunicação é superada pela primeira vez o isolamento do ser. São subordinadas a ela como subcategorias a sinceridade absoluta e a responsabilidade pelo e a disponibilidade para o Tu, a responsabilidade

A distinção entre contatos superficiais e profundos também tem uma certa importância para o médico e principalmente para o psicoterapeuta. Pois as relações entre médico e doente devem ser deste último tipo e, portanto, obedecer as suas sempre categorias. Tôda a psicoterapia significa um conduzir e dirigir o doente. Tôda condução autêntica só é possível quando existe uma comunicação verdadeira. A psicanálise descreve fatos semelhantes pelo conceito da „transferência“ e explica como o doente experi-

menta em relação ao médico tôdas as dificuldades e os fracassos de contato, que teve na sua vida familiar remota. Após reconhecer durante a análise os erros nesses seus primeiros contatos sociais, deve desfazer a ligação afetiva ao médico. No entanto, parece-nos mais acertado que esta ligação seja transformada numa autêntica relação inter-humana, naquilo que o indivíduo desconhece e de que sente falta. Nunca nos esqueçamos que um „médico humano“ deve pôr em jôgo todo o seu sêr, a sua humanidade.

3. A dupla condição em que vive o homem, e que nos serviu como ponto de partida, permite também esclarecer alguns pontos da psicologia médica e da psicopatologia. O homem deve tentar harmonizar a antinomia de sua vida e achar a síntese de sua posição dialética. Já reconhecemos a alta dinamicidade desta situação, que empresta uma atenção vital a tôda existência humana. No entanto, sempre há a possibilidade de se processar um desequilíbrio. Há então algo como uma cisão, uma dissociação do íntimo humano. Esta possibilidade de divisão íntima, presente em todos os homens, significa que o homem tem fundamentalmente uma estrutura „esquizofrênica“. Está de acôrdo esta idéia com as teorias do psiquiatra Ernst Speer, como expostas no seu livro: „Die Liebesfähigkeit“ (4). As idéias do professor Speer nos parecem bastante interessantes e por isso queremos apresentá-las menos com a preocupação de subscrevê-las totalmente do que com a finalidade de discussão e interpretação dos fatos.

Para êste autor a estrutura fundamental e normal de tôda personalidade é a „esquizofrênica“. Se quisermos esclarecer bem, êste conceito „esquizofrênico“, como é aqui empregado, então devemos compará-lo com o conceito correspondente empregado por Kretschmer do Temperamento „esquizotímico“. Ambos os autôres partem da observação que certas pessoas perfeitamente normais apresentam traços de caráter, que reaparecem semelhantes, porém, muito mais fortemente acentuados como sintomas na esquizofrenia.

Bleuler já tinha definido anteriormente êstes casos como „esquizofrenias latentes“. Kretschmer (5), porém, inclui na sua classificação dos temperamentos. Pertencem eles ao temperamento esquizotímico, que aparece na sua tipologia ao lado dos temperamentos ciclotímico e viscoso. Ele não considera estas pessoas como portadoras de uma esquizofrenia inicial ou latente. Ao contrário, „a psicose pode ser considerada uma caricatura de determinados tipos normais de personalidade“. Speer discorda da teoria de Kretschmer no seguinte ponto: êle não reconhece uma forma típica fundamental, que teria as características principais do tipo esquizotímico. O temperamento ciclotímico seria uma sub-forma de regeneração da personalidade. Todos os quadros degenerativos, que aparecem sob esta forma fundamental, são esquizofrênicos. . . Portanto, também, há apenas uma forma de doença mental que é a esquizofrenia“. (6) Podemos dizer que há uma linha con-

tínua, que vai desde o „normal“, que já tem uma estrutura esquizofrênica, até o doente portador duma esquizofrenia completamente catatônica. Sobre esta linha queremos mostrar algumas atitudes, que se prestam extraordinariamente bem para uma interpretação sob o ponto de vista da psicologia do contato.

a) Queremos em primeiro lugar descrever um tipo situado sobre esta linha, mas ainda em plena região da normalidade. A ele pertencem personalidades, em que a diferença das exigências individuais e sociais produz uma „alta tensão“, que determina uma atitude de inibição social. Neste tipo aparece claramente a estrutura esquizofrênica fundamental comum a todos os homens; por isso o denominamos „homem-esquizofrênico“ ou „esquizo-tipo“ em oposição ao psicopata, que sofre de esquizofrenia. Speer introduziu nas últimas edições de seu livro o conceito do „Sonderling“, que quer designar um „tipo esquisito“. Não existe tradução exata para este termo; portanto, para tornar mais compreensível esta descrição evoquemos a figura de Dom Casmurro, personagem criado por Machado de Assis. O Dom Casmurro é um verdadeiro „Sonderling“ ou „esquizo-tipo“, que se caracteriza pela incapacidade de estabelecer e manter contato com os seus semelhantes. Representa aquelas pessoas, que têm inúmeras dificuldades nas suas relações com o outro, e não possuem a energia psíquica necessária para superá-las. Quando entram em contato com o TU logo um curto circuito obriga-os a retirarem-se para a sua própria concha. Por isso, sempre vivem um pouco retraídos e afastados dos outros e nos parecem reservados e até estranhos. Estas pessoas cansam mais rapidamente no convívio social e por isso o evitam. A sua reação corresponde a uma atitude fisiológica: quando estamos durante longo tempo junto com outras pessoas, então podemos observar que o contato se torna cada vez mais fraco e os outros até nos aborrecem. O exemplo de Dom Casmurro poderia levar-nos a pensar que o caráter destas pessoas seria de origem reativa. Pois, Dom Casmurro só se retirou desenganado dos homens para o seu mundo isolado do „Engenho Novo“ após sofrer a grande desilusão de sua vida. No entanto, o caráter do esquizo-tipo é de origem constitucional. No primeiro Dom Casmurro, quando jovem, podemos descobrir traços de caráter que deixam pressentir o seu futuro.

Progredindo mais um pouco nesta linha para o anormal, entramos no campo das neuroses, onde não há um limite nítido, e também aqui encontramos atitudes de franca deficiência de contato. Se considerarmos apenas alguns traços essenciais à neurose como o egocentrismo, o temor, a insegurança, a falsidade (7), verificamos que todos eles são fatores de separação e destruição do contato humano. Finalmente devemos mencionar o esquizo-tipo frênico que apresenta forte degeneração psicopatológica, com capacidade de contato com o mundo dos homens e das coisas reduzida ao mínimo.

b) Devemos em seguida apresentar três aspectos importantes da vida do esquizo-tipo. O primeiro refere-se ao **Complexo de**

Édipo que aparece frequentemente nos tipos esquizo-tímicos e na linguagem esquizóide. Para Freud os momentos mais importantes nesse complexo são o „ódio ao pai“ (desejo da morte dêle) e desejos incestuosos em relação à mãe. No entanto, Speer achou em sua experiência clínica que em muitos casos esta explicação não satisfazia, porque postulava uma situação inexistente. Ele tentou, portanto, uma nova interpretação do complexo de Édipo, válido, não em todos — mas em muitos casos: sabemos que o esquizo-tipo tem uma incapacidade de contato constitucional e que em sua família geralmente há membros com a mesma característica. Compreendemos, agora, que o Complexo de Édipo pode muito bem ser expressão de uma dificuldade de contato no meio familiar, considerando principalmente que sempre haverá uma certa divergência entre as gerações. Se há falta de compreensão e comunicação insuficiente entre pai e filho, se ambos vivem um ao lado do outro sem conseguir formar uma relação de confiança e amor, então necessariamente produzir-se-á o choque. Pois, sempre o filho experimenta o pai como uma limitação à sua liberdade e suas possibilidades e para o pai representa o filho uma ameaça como príncipe herdeiro e pretendente a seu próprio trono e posição. Concluimos daí que o homem, constitucionalmente esquizofrênico, deve aprender no seio da família a manter relações verdadeiras e harmoniosas num autêntico convívio social; se isto não acontecer, então sentirá as consequências por toda a sua vida.

Analisemos em segundo lugar os **sentimentos de culpa**, que os tipos esquizóides apresentam com frequência acompanhados de idéias de suicídio. Devemos lembrar antes de tudo que a experiência da culpabilidade é expressão da situação básica humana e pode ser vivida por todos os homens, conforme tem mostrado a Filosofia Existencial. Apresenta-se semelhante e ligado ao conceito da „angústia“ tão fecundamente explorado por esta filosofia. Para melhor compreensão do sentimento de culpa, quando presente com intensidade anormal, examinemos os conceitos de culpa e pecado relacionados entre si. O pecado representa para o crente o rompimento dos laços que o unem a Deus; êle sente-se culpado por esta perda de contato com o Divino. Não pode o homem sentir-se igualmente culpado quando perde o contato com os seus próximos. O conceito de culpa só tem sentido perante um ser pessoal: O Eu só pode sentir-se culpado frente a um Tu. Tal fato nos prova que êste conceito vale apenas no plano das inter-relações humanas.

Estas interpretações são confirmadas por uma série de observações feitas pelo autor em esquizo-tipos. Um fato muito frequente encontram toda uma série de obstáculos no caminho para o casamento. Também dentro do matrimônio encontram-se muitas vezes traduzidas por uma série de sintomas, que podem ser enquadrados nos amplos conceitos de **Impotência** e **Frigidez**, que abrangem um grande número de manifestações. Como explicar tais observações? No casamento o homem pode realizar as relações profundas de mais

alto valor. Representa êle a comunidade de duas pessoas. que se unem tão intimamente que formam uma nova e comum „**unidade**“. Esta vivência de comunidade constitui a essência e o valor do matrimônio e não as experiências secundárias de satisfação ou prazer fisiológicos. Por isso, exige de ambos os parceiros uma grande capacidade de adaptação e contato. Torna-se claro, agora, que o esquizo-tipo, que justamente se caracteriza por tal incapacidade, tem uma grande resistência ao casamento. Êle tem medo diante do compromisso, que o irá prender por tôda sua vida. Nas suas relações sociais aparece um certo grau de passividade; êle não procura pessoas de outro sexo. Êle parece autossuficiente — parece, mas não é. Não que êle não tome a sério as suas relações com o outro. Êle simplesmente não pode manter o contato, porque lhe falta a fôrça para tal. Aqui começa a tragédia, dêste tipo, que o leva a reações tão estranhas e esquisitas. Êle sente imensamente a falta do outro. Pois, necessita tanto ou mais, quanto o resto dos homens do amparo e abrigo, que a coexistência humana oferece na luta diária. Com isto entra num círculo vicioso: a incapacidade de contato determina nele uma enorme insegurança interior; mas esta mesma insegurança dificulta ainda mais qualquer comunicação com o Tu. Nesta situação com frequência acha duas pseudosoluções: ou cria artificialmente desprezo e ódio contra o outro sexo; Nietzsche e Schopenhauer são os exemplos clássicos desta atitude, também adotada muitas vêzes pelo adolescente quando entra numa fase de dificuldades sociais. Ou torna-se um Dom Juan, que procura esquecer nos braços de muitas ou muitos o seu fracasso em chegar à comunhão completa com um só Tu. Aqui é tarefa da psicoterapia de mostrar-lhe a saída certa do círculo vicioso.

No fim dêste parágrafo queremos chegar a uma breve conclusão sôbre o objetivo de tôda psicoterapia, que poderíamos formular assim: nem sempre basta analisar a situação inconsciente duma pessoa para resolver seus problemas. Em muitos casos uma psicoterapia conscientemente humana deve mostrar à pessoa um caminho positivo e concreto para sair da situação e evitá-la futuramente, deve completar a análise com uma verdadeira psicossíntese.

4. Por fim queremos tratar ainda de um problema central da psicologia do contato: o problema da **solidão humana**. O esquizo-tipo é o protótipo do homem solitário. Pode parecer estranho que uma psicologia dêste tipo estude com tantos detalhes situações que se caracterizam pela ausência do contato. No entanto, êstes fenômenos são „situações-limites“, que nos revelam aspectos novos do contato inter-humano. Além disto, o problema possui grande atualidade, pois, ousamos fazer a afirmação de que o homem moderno é essencialmente um homem solitário. Encontramos manifestações desta „solidão moderna“ nos mais diversos campos da atual cultura. Aparecem exemplos na literatura e pintura, na poesia e no teatro, na filosofia e sociologia. Parece opôr-se a esta tese o fato, que uma das mais completas obras sôbre o tema já foi pu-

blicada em 1784-85 pelo médico suíço Johann Georg Zimmermann: „Über die Einsamkeit“ (em 4 volumes). Naturalmente sempre houve pessoas solitárias; entre elas conhecemos nos séculos passados uma série de artistas e filósofos importantes como Dante, Descartes, Rembrand, Rousseau (8), Toureau e Cezane. No século XIX viveram pensadores como Nietzsche e Kierkegaard e artistas como Dostojewski e van Gogh, que viveram e profeticamente descreveram o rosto solitário do homem moderno. Este parece tender particularmente à vida isolada, fato que aparece mais acentuado nos habitantes das grandes cidades. Uma interessante análise deste tema com boas e vastas indicações bibliográficas encontramos num artigo do professor Donald Brinkmann na revista „Psychologische Rundschau“ (Goettingen, III/1 — 1952).

Se quisermos localizar a fonte da solidão humana no nosso esquema inicial, então achamos que provém daquele primeiro princípio de individualização. Não devemos, porém, esquecer o sentido dinâmico de tal princípio: vivemos a nossa individualidade em oposição e como separação dos outros homens. Por isso afirma o professor Brinkmann que o problema só pode ser resolvido pela psicologia do contato e nunca por uma psicologia individualista. Pois, continua êle, solidão não é um fenômeno espacial, não significa estar só fisicamente. Podemos dizer que o ermitão da idade média estava mais próximo dos homens do que o funcionário duma superfábrica moderna. A solidão sempre tem o sentido de isolamento e exclusão pela sociedade e de negação desta por parte do indivíduo. A solidão define-se em função da sociedade. Já é um fato expressivo o parentesco entre as palavras „soledade e saudade“. Traduz êle todo o anseio da pessoa em soledade pelo convívio com os seus semelhantes. Devemos também tocar aqui na pergunta se a tendência ao isolamento diante dos outros homens não provém do Tipo Introvertido, ao qual estas pessoas pertenceriam. Queremos reafirmar a nossa opinião que ela provém de um princípio primeiro, uma condição geral de todo ser humano. Contestando aquela tese perguntaríamos apenas o seguinte: não sentirá o Tipo Extrovertido intimamente maior solidão do que o Introvertido? Pois, devido a sua facilidade de contato e de expressão tende a contatos superficiais; e sua constante atividade social não será uma fuga desta solidão?

Do precedente segue-se que o indivíduo solitário e isolado pode ter uma dupla vivência de sua solidão: êle pode atribuir-lhe um valor altamente positivo ou então pode experimentá-la negativamente, como algo deprimente, como uma deficiência de sua personalidade. Quando tem apenas vivência do seu desvalor procura fugir-lhe, lançando-se a diversões e a uma variedade de relações superficiais e fictícias. Esquece-se, porém, que assim não consegue superar verdadeiramente a solidão. Também no domínio da patologia ela é em muitos casos — não em todos — experimentada pelo doente com uma desvalorização de sua personalidade. É finalidade da psicoterapia nesses casos mostrar como a solidão pode ser valo-

rizada e como ela representa o primeiro passo para autênticas relações inter-humanas. Devemos exigir não a fuga da solidão, mas a sua superação, que só torna-se possível quando ela é positivamente vivida e suportada. Examinemos, portanto, a solidão autêntica e positiva do ser humano:

Em primeiro lugar deve ser lembrada a observação já mencionada por Speer que o isolamento tem um sentido fisiológico de refazer as energias no contato. Em outro plano observa-se o fato correspondente que a solidão é necessária para a auto-reflexão e para a meditação do homem sobre si mesmo e seu destino. Podemos constatar tal atitude nos dois tipos representados pelo jovem e pelo poeta. Na adolescência o homem vive pela primeira vez conscientemente a separação dos seus semelhantes. O jovem descobre-se como um Eu diferente e isolado dos outros. Com esta vivência da autonomia do Eu surge também a consciência da sua responsabilidade. Pois, se o Eu é autônomo e independente também é responsável por seus atos e suas atitudes. Na tendência ao isolamento do jovem parece haver uma concentração de tôdas as energias, que depois, constituirão a fonte de produtividade do adulto. Fenômeno semelhante aparece no exemplo de artistas e espíritos criadores em geral. O artista necessita desta reflexão; as grandes obras só nascem duma „solidão criadora“, que é mais do que simples isolamento físico. O artista rompe o contato com as cousas para mergulhar nas profundezas do próprio interior, de onde volta para comunicar-se mais intimamente com o mundo dos homens e das cousas. Foi R. M. Rilke, o poeta moderno, que possivelmente viveu com maior intensidade a solidão dos homens de nossa época. Experimentou êle a sua amargura e o temor, que ela inspira. Mas também soube que ela é fecundamente criadora. Por isso Rilke postula nas suas Elegias de Duino uma dupla superação: a superação e o desprendimento dos múltiplos contatos superficiais nos levam à solidão da existência verdadeiramente humana. Mas tal situação também deve ser superada, pois, promete relações do tipo mais profundo e autêntico. Como isto é possível, veremos nas considerações seguintes: para que possa existir uma relação entre o Eu e o Tu deve haver uma separação entre ambos. Na massa não há distância entre os indivíduos, ela é homogênea e por isso não há relacionamento autêntico. Para fazer-se um diálogo devem os parceiros manter posições distintas. Para produzir-se uma corrente deve haver uma diferença de potencial. Na solidão atingimos esta „distância dialógica“ do Tu. A solidão está colocada no caminho que conduz para o Tu, entre as relações superficiais e profundas. É ela o pórtico diante de todo contato verdadeiramente humano. Por êste pórtico devemos passar para receber de mãos amigas o cálice da comunhão fraternal.

- 1) M. Buber: Dialogisches Leben — Zürich 1947.
- 2) Cf. Rudolf Allers: Psicologia do Caráter — Agir 1951.
- 3). Karl Jaspers: Philosophie — Springer Verlag, Heidelberg 1948.

- 4) Speer: Die Liebesfähigkeit — Lehmanns Verlag, München 1953. Outra obra de Speer: Der Arzt der Persönlichkeit — Stuttgart 1949.
- 5) Ernest Kretschmer; Koerperbau und Charakter — Springer Verlag 1951.
- 6) Speer: Liebesfähigkeit, pg. 22.
- 7) Cf. Allers: Psicologia do Caráter, cap. VII.
- 8) J. J. Rousseau: Les Rêveries d'um Promeneur Solitarie (1781). Cf. O capítulo sôbre Rousseau no livro de Kretschmer: Geniale Menschen — Springer Verlag 1948.

*

Personalialia:

Als neuer hauptamtlicher Dozent kam Ende vergangenen Jahres Amtsbruder Heinr. Tappenbeck an die Theologische Schule in São Leopoldo. Er ist 1925 als ältester Sohn eines Pfarrers in Bremerhaven geboren. Seine eigentliche Heimat wurde Bethel bei Bielefeld, wohin sein Vater 1935 als Mitarbeiter an der Westfälischen Diakonissenanstalt „Sarepta“ berufen wurde. Hier begann er auch nach Beendigung des Krieges, den er gegen Ende noch als Soldat mitmachen musste, das Theologiestudium. Gerade die enge Verbindung von Lehre und Dienst in Bethel wirkte entscheidend auf die Richtung in seinem Leben ein. Ausser in Bethel studierte er in Heidelberg und Bonn. Von September 1951 bis Juni 1952 war er zu einem Studienaufenthalt in England, wo er durch viele persönliche Begegnungen in einen lebendigen Kontakt mit ökumenischen Fragen kam. Vor dem zweiten theol. Examen war er etwa ein und einhalbes Jahr als Assistent an der Theologischen Schule in Bethel. Seit 1954 war er als Pfarrer in der Gemeinde Bönen in Westfalen tätig. Er wird an der Theologischen Schule in São Leopoldo hauptsächlich in den systematischen und neutestamentlichen Fächern Vorlesungen halten.

Wir begrüßen ihn und seine junge Frau recht herzlich und wünschen ihm Gottes Segen für seine Arbeit und sein Hiersein.

Weiterhin begrüßen wir Amtsbruder Fenske, der um die Jahreswende zu uns kam. Er ist 1928 in Hamm als Sohn eines CVJM-Sekretärs geboren. Während seiner Soldatenzeit am Ende des Krieges fiel in ihm die Entscheidung zum aktiven Dienst für Christus, auch wenn er sich selbst damals noch nicht vorstellen konnte, wie das jemals aussehen würde. Nach dem Krieg war er vorübergehend als Hilfsarbeiter in einer Fabrik tätig. In dieser Zeit half er mit beim Aufbau der Gemeindejugend. Als nach einem Jahr die Schule wieder begann, freute er sich, sein Ziel weiter verfolgen zu können. Aber wirtschaftliche Notstände brachten neue Hindernisse. Er musste die Schule verlassen und eine kauf-

männische Lehre beginnen. Doch er behielt das Ziel im Auge. Er durfte in das Seminar der Rheinischen Missionsgesellschaft eintreten, und sich für den Dienst am Reiche Gottes vorbereiten lassen. Gleichzeitig konnte er an den Vorlesungen der Kirchlichen Hochschule Wuppertal und der Universität Bonn teilnehmen.

Amtsbruder F e n s k e ist für den kirchlichen Dienst in der Evangelischen Synode von Santa Catarina und Paraná vorgesehen. Wir wünschen auch ihm Gottes Segen für seine Arbeit.

Als junge Mitarbeiter im kirchlichen Dienst an den Gemeinden grüssen wir die Kandidaten, die im November vergangenen Jahres an der Theologischen Schule in São Leopoldo das 1. theologische Examen bestanden haben: Karl-Gerhard B r a u n , geb. am 25. VI. 1932 in Nova Petrópolis, R. G. S.; Rolf D r o s t e , geb. am 17. I. 1933 in Vila Horizonte, R. G. S.; Abraham D u e c k , geb. am 14. IX. 1926 auf der Krim; Johannes Fr. H a s e n a c k , geb. am 21. VI in Ano Bom (Côrvo), R. G. S.; Ernildo S e i d l e r , geb. am 19. IV. 1931 in Linha Andreas, Teresa, R. G. S.; Alfonso T h i e l , geb. am 15. IX. 1928 in Salto Grande, S. C.

Wir bitten den allmächtigen Vater im Himmel darum, dass ER sie segne und zu einem Segen werden lasse für die Arbeit unserer Kirche.

Buchbesprechung

In der kleinen Furchebücherei ist kürzlich ein hochinteressantes und anregendes Büchlein erschienen, das sicher auch manch einem von uns eine Hilfe sein kann, die Probleme seines Lebens mit andern Augen anzusehen. Dr. Joachim Bodamer greift in seinem Buch: **Der Weg zur Askese** ein altes Thema wieder auf und zeigt uns, welche ganz grosse Bedeutung die Askese gerade in unserer modernen Welt hat. Im Folgenden ein kurzer Ausschnitt aus dem Büchlein:

Askese heisst „Übung“. Das Wort ist dem heutigen Menschen vielfach fremd, er verbindet das Wort Askese nur noch mit religiösen Begriffen, aber der Verfasser sagt in seinem Büchlein ausdrücklich: Die Askese hat nichts zu tun mit Weltüberwindung durch Weltflucht, mit historisch gewordenen Formen des Eremitentums oder klösterlicher Lebensführung. Da die moderne technisierte Welt etwas völlig Neuartiges ist, muss auch die Askese, die den Gefahren dieser heutigen Welt begegnen will, Formen annehmen, die eine Antwort auf diese noch nicht dagewesene Gefahr darstellen, wenngleich das Ziel jeder Askese zu allen Zeiten das gleiche bleibt, nämlich das Heil des Menschen. Wir Heutigen wissen nicht mehr, was unser Heil ist, aber Askese könnte ein Weg sein, um des Heils von Ferne wieder ansichtig zu werden.

Der Philosoph Gehlen empfiehlt die Askese in der Form der

Disziplin, aber Ernst Jünger hat recht, wenn er sagt: „Keine seelische Kraft, keine sittliche Haltung, kein geistiger Besitz sollte uns erstrebenswert sein, von dem wir nicht sicher annehmen können, dass er im Konzentrationslager oder im terroristischen Gefängnis mit seinen Folterungsmethoden standhalten würde!“

Die Asketik beginnt als Protest gegen die vorgefundene Welt. Unsere Gefahr ist, ein Massenmensch zu werden und dadurch unser eigentliches Menschsein zu verlieren. Es gibt heute auch in der Schicht der Akademiker mehr Massenmenschen als wir glauben würden. Aber „Masse ist Sache des **inneren** Ranges“ (Ortega y Gasset). Die Einteilung der Gesellschaft in Masse und Elite ist daher keine Einteilung nach sozialen, sondern nach menschlichen Kategorien. Der Massenmensch misst sich niemals an einer höheren Bestimmung, er kennt auch keine Zweifel an sich selbst, er verurteilt alle echte geistige Tätigkeit, weil sie ihm nutzlos erscheint. Es ist unmöglich, ein Einzelner und damit ein Einsamer zu werden, ohne Asketik. Asketik ist Übung im Verzicht auf Dinge, die uns notwendig und unerlässlich zu sein scheinen, aber es nicht sind, wenn wir ihnen auf den Grund gehen. Zur Askese gehört bewusstes konzentriertes Wachsein der Welt gegenüber, die nicht mehr die Welt einer göttlichen Ordnung ist.

Der Anfang einer modernen Askese als Erziehung zum Selbst und zur Selbstzucht ist, zu lernen, was ich als überflüssig an äusseren Dingen von mir abtun kann, wenn uns das Innerliche wichtiger geworden ist. Der zweite Schritt moderner Askese ist der Mut zum Risiko und der Verzicht auf Sicherung und auf jede ausgeprägte Machtposition. Wir sollten auf jede höhere berufliche Stellung freiwillig verzichten, wenn mit dieser Erhöhung die berufliche Inanspruchnahme so sehr überhand nimmt, dass für ein erfülltes menschliches Leben kaum mehr Raum bleibt. Der Verzicht auf äusseren Glanz, Ehre und höheres Einkommen, um den **inneren Wert** zu erhalten, ist ein typischer Akt der Askese. Es ist durch innere Zucht das Gefühl zu erwecken für wesentliches und unwesentliches Tun, ob im Beruf oder ausserhalb.

Unabsehbar ist die **Kraft**, die dem zufällt, der auf all das verzichtet, was die Masse unbedingt benötigt. Diese sozusagen äussere Asketik verändert auch Art und Charakter der zwischenmenschlichen Beziehungen.

Die Einsamkeit des asketischen Menschen wird in der modernen Welt, wenn freiwillig gewählt, gnadenlos und gefährlich, denn dann erst wird uns der Verlust an innerem Halt und die mangelhafte Verlässlichkeit unseres Ichs und die Gehaltlosigkeit unserer geistigen Mühe bewusst. Diese einsame Verzweigung über uns selbst auszuhalten, erfordert eine grosse Tapferkeit der inneren Haltung, die höchste Form asketischen Sein, denn die Askese zielt auf die Erreichung dieses inneren Zustandes hin: Zubereitung darauf, dass das Jenseitige wieder in uns einzieht als eine lebendige Wirklichkeit. Auch wir glauben: Es gibt keinen andern Weg,

der uns vor dem endgültigen Verlorensein, vor der chronischen Erkrankung des Leibes und der Seele retten wird.

Wir können die technische Welt nur überwinden, wenn wir uns selbst überwinden, und der einzelne, der sich diesem Prozess aus innerstem Antrieb unterzieht, wiegt schwerer als ganze Massen. Die Heilsbotschaft des Evangeliums kommt dem asketischen Menschen in neuer Weise entgegen und wird ihm überraschend persönlich in seinem Willen zum Heil und in seinem Ringen um eine Erlösung aus der Welt. Auch das Gebet gewinnt wieder seinen verlorenen Rang, denn beten kann nur der Mensch wahrhaftig, der um seine Rettung kämpft. Askese und Gebet — sie allein werden die aus der Schöpfungsordnung geratene technische Welt Gott unterordnen und damit den Menschen vor dem seelischen Untergang retten.

*

Wir weisen auf ein Buch hin, das gerade für die Seelsorge in unserm Lande einen wichtigen Dienst erfüllen könnte: **Dr. Kurt E. Koch: Seelsorge und Okkultismus.** Wie oft geschieht es, dass Menschen, die seelsorgerlicher Hilfe bedürfen, in überraschender Zahl an okkulten (d. h. spiritistischen) Behaftungen leiden, über deren Art und Charakter auch die Seelsorger oft noch völlig im Dunkeln tappen. Hier leistet nun Koch einen bahnbrechenden Pionierdienst. Mehr als 120 seelsorgerliche Fälle, in denen okkulte Behaftungen eine Rolle spielen, werden einer „mehrdimensionalen Betrachtung“ unterzogen, wobei die medizinischen, psychologischen und parapsychologischen Gesichtspunkte vollste Berücksichtigung finden. Es zeigt sich jedoch, dass in allen Fällen ein „ungelöster Rest“ bleibt, der erst unter der Verkündigung der Christusbotschaft gelöst werden kann.

Sicher, man kann diesem Buch eine gewisse Einseitigkeit in der Grundeinstellung zu den betr. Problemen vorwerfen. Man kann etwa darauf hinweisen, wie viele Menschen sich doch mit spiritistischen Dingen beschäftigen, ohne dass sie offensichtlichen seelischen Schaden davontragen. Auch dass gerade eine ganz bestimmte psychische Haltung die Voraussetzung für die Beschäftigung mit derlei Dingen ist. Aber der Ernst, mit dem das Problem des Spiritismus angegangen wird, kann das Buch nur empfehlenswert machen.

Zur Kennzeichnung bringen wir einige, besonders eindruckliche Stellen des Buches:

Ein Mann kam während einer Evangelisation zur seelsorgerlichen Aussprache. Seine Geschichte ist so seltsam, so verworren, aber auch so beweiskräftig für die siegende Macht Christi, dass sie der Aufzeichnung wert ist. Die Wiedergabe erfolgt mit Genehmigung des Seelsorgesuchenden. Grossvater und Vater des Beichtenden waren christlich eingestellte Akademiker. Er selbst war von den Eltern dazu ausersehen, einmal die Tradition der Vorfahren fortzuführen. Er kam aber nicht so weit. Der junge Mann fand

eines Tages im Bücherschrank des Vaters okkulte Literatur, Zauberbücher mit mancherlei phantastisch anmutenden Formeln. Die Neugierde packte den jugendlichen Leser, ob es mit diesen Formeln irgendeine Bewandnis habe. Gelegentlich beim Nasenbluten versuchte er es mit einem „Blutsegen“. Das Bluten hörte augenblicklich auf. Durch diesen Erfolg bestärkt, probierte er weitere Besprechungsformeln aus. Die Wirkung war jedesmal verblüffend. Der junge Mann, der als Skeptiker an diese okkulten Dinge herangetreten war, verlor immer mehr seine Zweifel. Eines Tages entdeckte er Anrufungsformeln für Luzifer. Er ging voller Spannung in den Wald und rief die Formel dreimal. Sofort entstanden ein unheimliches Brausen in der Luft, ein Krachen in den Bäumen, dass er erschreckt aus dem Wald eilte. Als er aus dem Bereich des Waldes gekommen war, sagte er sich: Das kann ja nur ein Zufall gewesen sein, dass diese Sturmboe durch den Wald jagte. Zehn Tage später reizte ihn wieder die Neugierde, das Experiment noch einmal zu versuchen. Er wandte wieder die Formel an. Augenblicklich zeigten sich die gleichen Erscheinungen wie beim erstenmal. Er unterliess daher in Zukunft das unheimliche Experiment. Lediglich probierte er Jahre hindurch die mancherlei Heil- und Bannsprüche aus, die prompt zu dem gewünschten Erfolg führten. Es wurde in seinem Bekanntenkreis bald ruchbar, dass er gegen verschiedene Krankheiten kräftige Sprüche besitze. Wenn er einem Kranken nur über den Kopf strich und seinen Spruch anwandte, gingen die Schmerzen sofort zurück.

Es bestanden nach diesen vielen okkulten Versuchen für den Mann keine Zweifel mehr, dass die Zauberformeln und magischen Sprüche nicht nur blanker Unsinn und Humbug waren, sondern irgendeine Kraft dahintersteckte. Er war auch intelligent genug zu beobachten, dass mit ihm selbst verschiedene Wandlungen vor sich gegangen waren. Er bemerkte an sich selbst psychische Veränderungen. Es stellten sich Lähmungserscheinungen, Schwermut und Selbstmordgedanken ein. Dem Alkohol, Nikotin und geschlechtlichen Dingen gegenüber wurde er hemmungslos, obwohl er vorher nie damit zu tun hatte. Halluzinationen und sexuelle Spukerlebnisse, seltsame Geräusche und Stimmen im Hause plagten ihn. Alle diese Erlebnisse waren noch subjektiver Natur. Es stellten sich aber objektiv beobachtbare Spukphänomene ein. Sowohl er wie seine Hausgenossen und Besucher erlebten es oft, dass die Türklinken kräftig niedergedrückt, die Türen geöffnet und dann mit Wucht zugeschlagen wurden, ohne dass irgendeine Ursache dafür zu erkennen war. Wiedergänger zeigten sich im Haus. Leute, die im Dorfe starben, erschienen ihm einige Wochen darnach. Die psychischen Störungen und die äusseren Spukereignisse nahmen zuletzt solche Stärke an, dass der Mann als Ende den Wahnsinn fürchtete.

Er sah nun ein, was er mit seinen okkulten Experimenten angerichtet hatte und suchte im Gebet ernsthaft die Hilfe Gottes, um von diesen unheimlichen Dingen frei zu werden. Bei dem nun

anhebenden Kampf erlebte er es, dass sich zwar die unheimlichen Gewalten leicht in den Dienst des Menschen stellen, aber nur sehr schwer die eingenommenen Stellungen wieder freigeben. Nach schweren Kämpfen wurde es ihm durch die Gnade Gottes geschenkt, dass sein Leben wieder gereinigt wurde von diesen finsternen Mächten. Es zeigte sich, dass die Starken weichen müssen, wenn der noch stärkere, Jesus Christus, auf den Plan tritt. Wenn die froh- und freimachenden Kräfte des Evangeliums einen okkult behafteten Menschen erreichen, dann fliehen die höllischen Gewalten. Wo Jesus, der Sieger über Tod und Unterwelt, als Herr im Leben eines geplagten Menschen einzieht, da räumen die finsternen Trabanten Luzifers das Feld.

Ohne Zweifel hat nicht nur der Seelsorger ein Wort zu diesem Ergehen des Mannes zu sagen. Der unkundige Laie wird die magischen Dinge stets als Humbug und Schwindel abtun. Der Psychiater wird versuchen, die aufgezeigten Symptome unter ein bekanntes Krankheitsbild einzuordnen. In der Tat ist es möglich, alle Erlebnisse des experimentierenden Mannes psychologisch und psychiatrisch zu rubrizieren. Anrufung Luzifers kann von psychiatrischer Seite aus als Ausdruck einer okkulten Gläubigkeit oder Hörigkeit gewertet werden. Schwermut, Selbstmordgedanken und Süchte finden sich bei verschiedenen Psychopathen und Psychosen. Sexuelle Spukerlebnisse und Stimmenhören finden sich z. B. bei Schizophrenen. Das Sehen von Wiedergängern gehört zu der bekannten Fähigkeit des zweiten Gesichtes. Der Heilmagnetismus ist eine nicht seltene Naturgabe, die allerdings oft missbraucht wird. Das magische Besprechen ist neuerdings ein von der psychosomatischen Schule geübtes Heilverfahren. Die telekinetischen Phänomene, dass sich Türen ohne ersichtliche Ursache mit Gewalt öffnen und schliessen, werden von Prof. Bender, Freiburg, als Auswirkung von Energieabspaltungen angesehen. Alle erwähnten Symptome finden also unter irgendeiner Krankheit oder Naturgabe ihren Platz — und doch fehlt gerade die Hauptsache: die schnelle Heilung, als der Mann sich Christus zuwandte. Jeder Psychiater weiss, dass die meisten Psychosen und Psychopathien fast unheilbar sind. Wenn also dieser beichtende Mann ein Geistes- oder Gemütskranker gewesen wäre, dann würde seine Heilung auch ein Wunder darstellen. Er war aber kein Kranker im psychiatrischen Sinne. Vollends liegen die von allen Bewohnern des Hauses objektiv beobachteten Spukereignisse ausserhalb der psychiatrischen Sphäre, auch wenn man dafür eine psychische Ansteckung oder ein induziertes Irresein zur Erklärung auführen wollte. Von Sachkennern und Parapsychologen wird immer wieder gesagt, dass die psychiatrischen und parapsychologischen Symptome streng auseinander zu halten sind. Das zeigt sich vor allem in der Therapie dieser okkult behafteten Menschen.

Bei einer Bibelwoche berichtet ein Reichsgottesarbeiter, ein Akademiker, folgendes Erlebnis: Der Wunsch nach der Erforschung der spiritistischen Phänomene führte ihn zur Teilnahme an Séan-

cen. Die Glieder des Zirkels sassen um einen Tisch, auf dem ein grosses Alphabet auslag. Die Buchstaben waren mit einer Glasplatte abgedeckt, auf der ein Likörgläschen stand. Nach der Eröffnung der Sitzung mit einem philosophisch-religiösen Gebetswunsch wurde ein Geist zitiert. Die Anwesenden richteten dann an den unsichtbar gegenwärtigen Geist Fragen, die damit beantwortet wurden, dass das Likörgläschen auf dem Alphabet tanzte und auf einzelnen Buchstaben stehen blieb. Die zusammengescriebenen Buchstaben ergaben die Antwort auf die gestellten Fragen. Der Berichterstatter mühte sich zunächst um die Feststellung, welche Energiequelle hinter den einzelnen Bewegungen des Gläschens stand. Seine Untersuchung führte in vielen Sitzungen zu keinem Erfolg. Er befand sich zuletzt vor der Alternative, entweder mit der Geisterhypothese oder mit dem wesentlich verständlicheren Phänomen der Telekinese zu rechnen.

Die Teilnahme an diesen spiritistischen Sitzungen, die lediglich dem Studium der okkulten Phänomene dienen sollte, hatte bei dem Experimentator schwerwiegende Folgen. Das Interesse für das Wort Gottes schwand. Wenn er am Sonntag den Gottesdienst halten sollte, stellten sich merkwürdige seelische Anfechtungen ein. Es galt immer, einen furchtbaren inneren Widerstand niederzurufen, wenn er den Altar oder die Kanzel betreten wollte. Diese Anfechtungen steigerten sich so sehr, dass diesem Mann zuletzt nichts anderes übrigblieb, als bei der Kirchenbehörde um seine Entlassung zu bitten, die ihm ungerne gewährt wurde.

Nach der medizinischen Seite hin ergab sich bei diesem Akademiker kein Anhaltspunkt für seine seelischen Störungen. Er war in einem Leben selten krank. Nerven- und Gemütskrankheiten lagen nicht vor. Nach seiner Entlassung aus dem Kirchendienst ergriff er einen andern Beruf, dem er jetzt ohne Hemmungen nachgehen kann. In parapsychologischer Hinsicht treten vier Fragen in den Vordergrund: Befanden sich die Teilnehmer bei der Beobachtung des tänzelnden Gläschens in Hypnose? Waren die Sitzter Opfer eines Tricks? Gilt die Geisterhypothese, oder lässt sich der Vorgang animistisch als Psychokinese erklären? In seelsorgerlicher Hinsicht interessiert jene rätselhafte Energiequelle nur sekundär. Dagegen geht es in erster Linie um die Auswirkungen der okkulten Betätigung in der seelischen Verfassung des Experimentators: Die totale Abstumpfung gegen das Wort Gottes und die unerklärlichen Anfälle, wenn er in der Kirche seines Amtes walten wollte.

Es folgt nun ein Beispiel, das für den gesunden Menschenverstand die stärkste Zumutung darstellt. Bei einer Evangelisation brachte ein Mann seinen seelisch kranken Vetter zur Aussprache. Da eine schwere okkulte Geschichte angekündigt war, wurde ein Kirchengemeinderat, ein treuer Christ zur geistlichen Hilfe zugezogen. Es sassen also in diesem Kreis der Pfarrer, der Kirchenälteste, der Handwerker, der okkult Behaftete. Da es Abend war, wurden die Holzläden vor den Fenstern geschlossen und Licht gemacht. Dann erzählte der okkult Behaftete folgendes Erlebnis:

Im Jahre 1935 wollte er heiraten. Weder seine Braut noch er besaßen Geld zu einem Schlafzimmer. In einem Gasthaus riet ihm ein Bekannter: „Schreibe doch einen Blutsvertrag mit dem Teufel und bitte um 500 Mark. Lege den Vertrag um Mitternacht auf den Tisch und rufe bei abgedunkeltem Zimmer dreimal: „Luzifer komm!“ Der so beratene Mann ging auf diesen Vorschlag ein. Er ritzte sich einen Finger an und schrieb ein Gesuch um 500 Mark mit der Verpflichtung, seine Seele dafür zu geben. Um Mitternacht rief er dreimal: „Luzifer komm!“ Es wurde ihm danach plötzlich sehr unheimlich. Er sah zwei rotglühende Augen über sich. Danach fuhr eine fahle Hand über den Tisch. Der erschrockene Mann machte Licht. Da lag ein Bündel Banknoten im Wert von 500 Mark auf dem Tisch. Der erste Zettel war verschwunden. Dafür lag ein zweiter Zettel da: „Komme morgen um Mitternacht an den Kreuzweg oberhalb des Dorfes!“ Der Mann war von diesem Zeitpunkt an sehr unruhig. Er beschloss, am nächsten Abend nicht zum Kreuzweg zu gehen. Als der zweite Abend herankam, wurde er aber mit grosser Gewalt innerlich gedrängt, doch den Kreuzweg aufzusuchen. Er steckte eine Pistole zu sich und ging. Am Kreuzweg sah er eine scheussliche Gestalt, halb Mensch, halb Tier. Er schoss sein ganzes Magazin auf die Gestalt los, die dann vor seinen Blicken verschwand.

Das Rätselhafte an der ganzen Geschichte war dem Mann selbst, dass er noch immer die 500 Mark hatte und niemand kam, um sie ihm wieder abzunehmen etwa mit der Erklärung, man hätte sich einen Scherz mit ihm erlaubt. Der Mann kaufte sich das Schlafzimmer und heiratete. Er wurde aber seine innere Unruhe, die er von dem Augenblick des Geldempfanges an verspürte, nicht mehr los. Er hatte oft Stunden, wo er meinte, von Furien gehetzt zu sein. Sein Blick wurde flackernd, sein Gesicht zerfurchte sich, er bekam weisses Haar. Im Alter von 43 Jahren, zur Zeit der Beichte, sah er aus wie ein Siebzigjähriger.

Während der Beichte, die 2 1/2 Stunden dauerte, wurden die vier Männer von Zeit zu Zeit erschreckt durch ein Klopfen an die Fenster. Das Seltsame war, dass die Holzläden zu waren, das Klopfen aber nicht das dumpfte Klopfen auf Holz, sondern auf Glas war. Der angefochtene Mann wurde trotz seiner Beichte von seiner Unruhe nicht frei.

Es soll hier nicht das ganze Beispiel besprochen werden. Es werden nur die Hauptphänomene kurz erwähnt. Der Mann war vor diesem Erlebnis seelisch gesund. Auch hinterher konnte keine Psychose festgestellt werden. Der Geldempfang liess sich zur Not als schlechter Scherz jenes Bekannten, der ihm den Rat zum Blutsvertrag gab verstehen. Zu bemerken ist nur, dass jener Bekannte auch ein armer Tropf war. Ein Psychologe, den ich dieser Geschichte wegen konsultierte, meinte, vielleicht hat der Geldempfänger diesen Betrag im somnabulen Zustand irgendwo gestohlen. Das scheint doch sehr unwahrscheinlich zu sein; denn der Bestohlene hätte sich bestimmt gerührt und den Diebstahl

angezeigt. Die seltsamen Erlebnisse mit den feurigen Augen, der fahlen Hand und der scheusslichen Gestalt können Halluzinationen auf Grund der Angst gewesen sein. Die vorzeitige Vergreisung ist ein in der Medizin bekanntes Phänomen. In der Sitzung der Wiener Gesellschaft der Ärzte im Frühjahr 1952 z. B. wurde den Zuhörern ein zweijähriges Mädchen vorgestellt, das alle Anzeichen einer Greisin aufwies: einen fast kahlen Kopf, zahllose Falten im Gesicht, die charakteristischen Adernbildungen des Alters, degenerierte Ausbuchtungen usw. Der vortragende Arzt, Dr. Kloebl, von der Wiener Universitätsklinik, erklärte, dass in der ganzen medizinischen Literatur bisher nur 23 Fälle von Kindervergreisung bekannt wären. Das wiederholte dreimalige Klopfen während der Beichte müsste vielleicht als Massenhalluzination angesehen werden oder als Energieumsetzung einer psychischen Abspaltung des Beichtenden, wenn hier den Rationalisten alles erklärt werden müsste. Damit wären die vier hervorstechenden Phänomene auf einen rationalen Nenner gebracht. Und doch kommt man mit diesen billigen Erklärungen in diesem Fall nicht durch. Der okkult Behaftete hatte nie in seinem Leben vorher Halluzinationen. Der Pfarrer, der Kirchenälteste, der ein nüchterner Geschäftsmann ist und der Vetter des seelisch Kranken, der ebenfalls ein realdenkender Handwerker ist, hatten nie in ihrem Leben vorher oder nach den Klopfzeichen irgendwelche Halluzinationen. Diese drei Männer lassen es sich nicht ausreden, dass diese Klopfzeichen übernatürlichen Ursprungs waren. Eine befriedigende Antwort kann auf diese Geschichte nicht gegeben werden.

In medizinischer Hinsicht ist zu beachten, dass der okkult Behaftete vor der Blutverschreibung keine seelischen Störungen hatte. Nach der Verschreibung traten psychische Komplikationen auf, die sich nicht eindeutig unter einem bekannten Krankheitsbild der Psychopathie oder Psychiatrie unterbringen lassen.

In seelsorgerlicher Hinsicht ergibt sich hier ein Phänomen, das schon Jahrtausende alt ist. Bereits Jesaja spricht von denen, die mit der Hölle einen Vertrag gemacht haben (28, 15). Bezeichnend in dieses Falle ist die Tatsache, dass der okkult Behaftete nicht frei wurde. Das hat verschiedene Gründe. In der Seelsorge ist es ein empirisches Faktum, dass der an Zaubereisünden gebundene Mensch ohne radikale Beichte und bewusste abrenuntiatio diaboli nicht frei wird. Ferner ist es eine häufige Beobachtung, dass blutsverschriebene Okkulte sehr schwer frei werden. Man muss hier einfach mit einer dämonischen Bindung rechnen. Damit taucht in der vorliegenden Untersuchung ein neuer Terminus auf. Dieser Terminus ist in der Medizin wie in einer besonderen theologischen Richtung sehr umstritten. Die diesem Begriff koordinierten Fragen werden in einem besonderen Kapitel kritisch untersucht. Hier soll nur die Stellungnahme eines in christlichen und ärztlichen Kreisen bekannten Psychiaters, Dr. Lechler, wiedergegeben werden. Er schreibt in einem Vortrag über Dämonie und

Psychopathie: „Was ist denn nun als Ursache der dämonischen Bindung wie auch der Besessenheit anzusehen? Fragt man solche Menschen, die die eben erwähnten Merkmale an sich tragen, eingehender aus, so findet man in der Vorgeschichte sehr häufig den Gebrauch von Zaubermitteln, wie sie in der schwarzen Magie angewandt werden: Das Besprechen oder Besprochensein, die Sünde der Wahrsagerei oder den Besuch von Wahrsagerinnen und Kartenlegerinnen, wie auch die Teilnahme an spiritistischen Sitzungen. Die schwarze Magie ist viel häufiger, als gewöhnlich angenommen wird. . . . Sehen wir in die Bibel hinein so kennt auch die Schrift die Zauberei sehr gut, sie wird in der Apostelgeschichte 19 als „vorwitzige Kunst“ bezeichnet (an dieser Stelle ist auch von Zauberbüchern die Rede). Sie nimmt mitsamt der spiritistischen Betätigung eine Sonderstellung gegenüber andern Sünden ein, wenn es sich dabei um eine Inanspruchnahme von Diensten Satans oder gar um einen förmlichen Vertrag mit Satan handelt. Auch davon berichtet die Schrift (Jesaja 28, 15—18). Denn mit der Inanspruchnahme Satans liefert der Mensch sich unzweideutig Mächten der Finsternis aus, indem er durch Zauberei mit Hilfe satanischer Mächte etwas zu erlangen sucht, was Gott ihm versagt hat“.

Das Buch ist in der Schriftenzentrale zum Preise von Cr\$ 207,00 zu bekommen.

*

Aussprache:

Wir weisen noch einmal darauf hin, dass die unter dieser Abteilung erscheinenden Aufsätze und Zuschriften nicht etwa die Meinung der Schriftleitung wiedergeben. Jeder der Amtsbrüder ist für seine wiedergegebene Ansicht persönlich verantwortlich. Das Gleiche gilt auch für das stilistische Niveau der Beiträge. Nicht jeder hat eine schriftstellerische Ader. Aber er hat vielleicht etwas auf dem Herzen, das ihn bedrängt und das er gern im Austausch mit Amtsbrüdern, die in ähnlicher Lage wie er selbst sich befinden, klären möchte. Das sollte ihm nicht verwehrt sein. Wie oft geschieht es doch, dass wir so ein Wort lesen und uns sagen: Ja, das hab ich selber auch schon häufig bedacht, das ist mir aus dem Herzen gesprochen! Oder aber auch: Nein, so geht das nicht! Das ist verkehrt! — Bitte, dann lassen Sie uns doch nicht hinter dem Rücken des betreffenden Amtsbruders über ihn herziehen und uns gar über ihn lustig machen, wie es ja so leicht ist, wenn man etwas Gedrucktes vor sich hat. Sondern lassen Sie uns versuchen ihm eine Antwort zu geben, ihn zu ermutigen oder ihm zurechtzuhelfen.

Alle Zuschriften bitten wir zu richten an: „Studien und Berichte“ São Leopoldo, R. G. S., caixa postal 14.

*

Vereinskirche? Obrigkeitskirche? Gemeindekirche?

Welcher Art soll die Kirche sein?

Amtsbruder Wolff braucht in den *Estudios Teológicos* (Nov. 1955) bei seinen Ausführungen unter dem Titel: „Im gleichen Schritt und Tritt... „...das Bild vom zweierlei Rhythmus, dem der Pfarrer bei seiner kirchlichen Arbeit in unsern Gemeinden folgen soll. Es gibt oder gab aber noch einen dritten Rhythmus, den die Obrigkeitskirche angibt. Ich verstehe darunter jetzt nicht die Synode.

Ein Mitarbeiter in der Synode stellte einmal an mich, als ich das Präsesamt innehatte, die Frage, auf welche Seite er sich stellen solle, auf die des Propstes oder die des Präses. Ich war so perplex, dass ich mich sicher nicht sogleich auf die richtige Antwort besann. Es kam mir nie in den Sinn, dass zwei oder drei Musikkapellen um unsern Schritt werben. Kirche ist Kirche. Ich achtete immer nur auf den einen Rhythmus: Kirche Christi.

Sehen wir uns aber die drei Formen, die eine Kirche haben könnte und nach deren Rhythmus wir marschieren sollten, etwas näher an.

1. Die Vereinskirche. Jedermann weiss, was damit gemeint ist. Vom verpönten Vereinscharakter der Gemeinden war bei uns oft genug die Rede. Ich liebe den Ausdruck nicht besonders, denn er wirft einen Schatten auf unsere Vergangenheit. Es steht aber geschrieben: Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren. Gegenwart und Zukunft sind das Produkt der Vergangenheit. Daher das Gebot von der Ehrfurcht vor der Vergangenheit, der Geschichte, den Vorfahren.

Eigentlich hätte ich Grund, auf die Vereinskirche zu schelten, und das war jede Gemeinde der ältesten Zeit kirchlicher Arbeit bei uns. Es gab in diesen Gemeinden, die doch die Kirche repräsentierten, greuliche Misstöne. Ein mir nahestehender Pfarrer aus der Reihe der Alten konnte nachts nicht mehr allein ausreiten. Freunde begleitete ihn, er stand in Gefahr, nur weil er aus der Partitur der Musikkapelle der Vereinskirche der Gemeindevillkür einige Misstöne streichen wollte. Gestrichen wurden sie trotzdem. Ein anderer mir ebenfalls nahestehender Pfarrer der alten Garde musste sich aus dem gleichen Grunde die ehrenrührigsten Dinge nachsagen lassen wie u. a. die, dass er Land für seine heranwachsenden Buben brauche und deshalb das Eigentum der Gemeinde an sich reißen wolle, weil er nämlich die gerichtliche Registrierung der Gemeindestatuten und den Anschluss der Gemeinde an die Synode und den Evang. Oberkirchenrat durchsetzen wollte und nebenbei gesagt auch durchsetzte.

Dennoch liebe ich diese Gemeinden. Denn ihnen, aus denen unsere heutige Kirche hervorging, verdanke ich nächst Gott und dem Elternhaus meinen Christenglauben.

Ich darf einmal fragen: Sind denn die Schwierigkeiten und

die Missstände bei uns in Wirklichkeit so viel grösser als in jahrhundertalten Kirchen der alten Welt?

In Österreich kämpft das evangelische Pfarrhaus mit ebenso grossen wenn nicht grösseren wirtschaftlichen Nöten wie wir.

In der Schweiz verfasste ein Pfarrer ein vom Verein guter Schriften herausgegebenes Schriftchen unter dem Titel: „Der Dorfkönig“, in dem er den Spielteufel in seiner Gemeinde bekämpfte. Er erregte damit so viel Unwillen bei seinen Pfarrkindern, dass er auf Knall und Fall die Gemeinde verlassen musste. Er war zunächst obdach- und brotlos, bis er anderswo wieder unterkam.

Ein anderer Pfarrer im gleichen Lande der Freiheit vertrat die Interessen der Arbeiterschaft stärker als den Herren im Gemeinderat lieb war. Er musste den Wanderstab ergreifen und eine andere Pfarrstelle suchen. Die Beispiele liessen sich mehren. Kirche kann immer nur gebaut werden im Kampf mit der unkirchlichen Welt. Das Pfarramt ist immer ein Risiko. Davon wussten die Propheten des alten Bundes zu sagen. Auch Jesus machte seinen Jüngern für ihre Wander- und Predigtstätigkeit keine rosigen Aussichten.

Ich möchte nicht missverstanden werden. In unsern unsichern Zeiten, in denen der Mensch nach Sicherungen sucht, hat auch der Pfarrer ein Recht auf Sicherungen für sich und seine Familie. Der Pfarrer muss oder kann in unsern Tagen kein Franz von Assisi sein, der die Armut zur Braut wählt. Die Synode sucht dem Pfarrer eine standeswürdige Existenz zu sichern. M. E. sind aber nicht wirtschaftliche Rücksichten oder doch sie nicht allein schuld daran, „wenn sich hier im Lande so wenige junge Christen finden, die zu solchem entsagungsvollen Ringen bereit sind“. Bereitschaft dazu setzt etwas voraus, was nicht auf der Strasse liegt. Ein Missionar, der später als Pfarrer unserer Synode hier starb, erzählte mir, dass sein Missionsinspektor vor seiner Abreise aufs Missionsfeld ihn mit den Worten verabschiedet habe: „Lieber Bruder, hoffentlich sehen wir uns nicht wieder.“ Das war gewiss eine harte Rede, aber harte Reden sind dem Evangelium keineswegs fremd. Hinter dem resoluten Abschiedswort des Missionsinspektors stand aber unabdingbarer missionarischer Geist, der auch dem Pfarrer nicht abgehen darf. Aus dem christlichen Haus und der christlichen Gemeinde gehen die Berufsarbeiter der Kirche hervor.

Die Vereinskirche als Kirche der wilden Gemeindegewalt kann unser Ideal nicht sein. Aber auch vor dem entgegengesetzten Extrem muss die Kirche Christi sich hüten, vor der Obrigkeitkirche.

2. Obrigkeitkirche. So würde ich eine Kirche nennen, in der es nur diese zwei Dinge gibt: Befehlen und gehorchen.

Die Kirchenleitung hätte es leichter, wenn sie nur zu befehlen brauchte und den Missständen wäre abgeholfen, oder wenn sie Stühle im Himmel zu vergeben hätte und an die Werkheiligkeit appellieren könnte, die dem Menschen im Blute steckt. Das würde aber zu einer uns nicht unbekanntem unbiblischen Uniformisie-

rung der Kirche führen, die man Obrigkeitskirche oder auch Priesterkirche nennen müsste und die von manchen bewundert wird, weil sie nicht daran denken, dass über der Einheit die Wahrheit steht und über Macht und Pracht der Gehorsam gegen Gottes Wort und über der Gewissensknechtung die Freiheit der Kinder Gottes und der Glaube, der Abraham zur Gerechtigkeit gerechnet wurde.

Es war von den Vätern der Synode gewiss weise und evangelisch gehandelt, dass sie nicht eine Kirche aufrichten wollten, in der allein die Kirchenleitung zu sagen hätte, dass sie dagegen alle guten Ansätze im Leben der Gemeinden sorgsam pflegten und zur Entfaltung brachten mit dem Ziel, die Gemeinden mit viel Weisheit und Geduld zur Erkenntnis der Wahrheit zu führen, dass Bestand und Verheissung hat, was auf Grund des Wortes Gottes als Glaube tief im Herzen verankert ist.

War die bisher getane Arbeit umsonst getan? Standen wir der Situation wirklich „seit Generationen machtlos gegenüber“? Ist es bisher niemand gelungen „mit der Kirche zu marschieren im gleichen Schritt und Tritt“?

Eine Gegenüberstellung lehrerreicher Art.

Die s. Z. in Santa Cruz bestehende Synodalschule konnte sich als solche nicht halten. Sie war fortlaufend auf Unterstützung durch den E. O. und andere amtliche deutsche Stellen angewiesen. Trotz Aufzugs rührten sich die Gemeinden nicht. Kategorisch erklärte daher bei einer Synodalversammlung der damalige Propst: „Wenn die Gemeinden sich nicht aufraffen, die Synodalschule zu halten, dann hat die Synode eine Synodalschule gehabt“.

So geschah es auch. Die Schule musste, da Neubauten bevorstanden, von der Synode aufgegeben werden und ging an den Ortsschulverein über.

Dann geschah etwas, was viele in seinen Rhythmus zog: Das schon bestehende Lehrerseminar konnte zu schöner Blüte gebracht werden. Das Proseminar wurde gegründet und gedieh. Das synodale Gymnasium trat ins Leben und wurde zum „Colégio“ ausgebaut. Die Theologische Schule entstand. Vielleicht kommt es einmal auch noch zu einer evangelischen philosophischen Fakultät. Nicht zu vergessen die Diakonie und das Diakonissenmutterhaus und die evangelischen Schulen und Gymnasien im Land, die in der Kirche stehen.

Die Gemeinden schufen das alles nicht allein, aber sie machten die Entwicklung mit. Sie gingen mit: In gleichem Schritt und Tritt.

„Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werk des Herrn, sintemal ihr wisset, dass eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem Herrn“.

Amtsbruder Wolff hat in seinen Ausführungen gute Vorschläge gemacht, denen man gerne zustimmt. Auch dem der grossen Offensive und der Intensivierung der Wortverkündigung. Bei einem Vor-

schlag stutzte ich: „Die Gehälter der Pfarrer und Diakone müssen von der Kirche aus sicher gestellt werden“.

Da die Synode immer darum bemüht ist, das zu tun, und die Fürsorge für die Pfarrer und ihre Familien in Krankheitsfällen und im Alter mit Erfolg in ihr Arbeitsprogramm aufgenommen hat, so muss ich annehmen, dass das „Sichergestelltwerden“ einen besondern Sinn hat und dass dahinter der Gedanke der Zentralbesoldungskasse stehen könnte. Wenn dem so wäre, könnte ich meine Bedenken nicht verbergen. Ich kann die Gründe dafür hier nicht näher darlegen, nur diesen einen: Die Gemeinde ist an den Pfarrer gewiesen und der Pfarrer an die Gemeinde. Letztere ist für den Unterhalt des Pfarrers verantwortlich. Sie weiss das und sorgt für ihn, manchmal freilich in ungenügender Weise und mit Achzen und Stöhnen. Dann muss die Synode mit Lehren und Mahnen nachhelfen, was vielleicht manchmal systematischer und nachdrücklicher geschehen könnte. Nimmt man aber der Gemeinde die direkte Verantwortung für den Unterhalt des Pfarrers und legt sie der Synode auf die Schultern, und das würde mit der Besoldungsweise durch eine Zentralkasse geschehen, so würde das Pflicht- und Verantwortungsgefühl der Gemeinde geschwächt werden und ein Weg beschritten, der von der Gemeindekirche weg zur Obrigkeitskirche führen müsste, die ihre Kraft in der Organisation hat und die man auch Juristen- oder Pastorenkirche nennen könnte. Sie kann unser Ideal nicht sein, da ihr zwei wesentliche Merkmale einer biblisch begründeten Kirche abgehen: Die Gliedschaft kraft lebendiger Glaubenshaltung und das Bewusstsein der Verantwortung, andern zum Segen solcher Glaubenshaltung zu verhelfen. Davon soll jetzt noch die Rede sein.

3. Die Gemeindekirche. Sie gibt den Rhythmus an, der aus dem Glauben kommt. Da der Glaube aus dem Wort kommt, das von Gott die Vollmacht hat, ist ein Schrittwechsel ausgeschlossen. Das Wort ist das eigentliche Merkmal der Kirche Christi. Es ist das grosse Mittel, die Gemeinde in Ordnung zu bringen, ein Mittel das noch über das der — wenn auch unentbehrlichen — Bruderhilfe hinausgeht. Es ist der grosse Vorzug der evangelischen Kirche, dass ihr das Wort anvertraut ist, das die Menschen umwandelt, Einsicht weckt, christliche Persönlichkeiten bildet und sie dahin führt, dass sie die Sache der Kirche nicht nur als Mitläufer mitmachen, sondern für sie einstehen. Wenn ich im Amt gesündigt habe, dann wohl dadurch am meisten, dass ich das Wort nicht so im Munde führte, dass Gott es dazu segnen konnte, Glauben zu wecken und in der Gemeinde den Grund zu legen zu der heiligen christlichen Kirche, der Gemeinschaft der Heiligen.

Das Hören auf das Wort und seine Aufnahme führt dann unmittelbar zur Erkenntnis der Verantwortung für die Weitergabe des Segens der Kirche an andere, und wenn auch nur an Kind und Kindeskind. Das geschieht im Sakrament, dem 2. eigentlichen Merkmal der Kirche Christi. Im Festhalten an Wort

und Sakrament auch wenn es scheinbar nur aus Tradition geschieht und die aus ihr erwachsene Kirche störende Flecken und Runzeln an sich trägt, schwingt dann immer nach göttlichem Gnadenwillen etwas mit vom Rhythmus des heiligen Geistes bei der Verkündigung des Wortes und der Verwaltung der Sakramente, wo dann das Bild von den zwei oder drei Musikkapellen nicht mehr gilt, und immer nur der eine Ton zu hören ist von der Menschen Schuld und Gottes Huld, der Sünde Fluch und der Vergebung Kraft, dem Bleiben im Tod und dem Leben in Gott.

Dabei tritt dann ein anderes in den Fordergrund.

„Der Pfarrer ist die Seele der Gemeindepflege“, sagte D. Rtermund einmal. Hier beginnt die grosse Offensive, der geschlossene Vormarsch, das Tun, dem Jesus die Verheissung gibt: „Wahrlich, wahrlich ich sage euch: Wer an mich glaubt, der wird die Werke auch tun, die ich tue, und wird grössere als diese tun“.

Die Verweltlichung des Lebens, der Säkularismus, die materialistische Auffassung der Welt ohne Gott ist zur Religion geworden, die keine andern Götter neben sich duldet. Ihre Diener setzen alles daran, sie auf allen Gebieten des Lebens zur Geltung zu bringen. Sie sehen allein in ihr das Glück und das Heil der Menschheit. Auch sie hat ihre Märtyrer wie D. Niemöller in seiner Predigt bei der ersten Kirchenversammlung des Bundes der Synoden sagte, denn sie hat Anbeter, die der Religion des Unglaubens ihren letzten Tropfen Blut zum Opfer bringen. Sollen wir uns von ihnen beschämen lassen?

Warum so wenig junge Leute sich zum Pfarramt, so wenig Berufsarbeiter aus den Reihen der Gemeinden zum Dienst sich melden? Fehlt es der Jugend an christlichem Idealismus? Am Geist des Dienens? An Kraft der Hingabe an Dinge, die über den Alltag hinausgehen? Was man von der studierenden evangelischen Jugend hört, spricht dagegen. Vielleicht fehlt es an unsern Methoden der Werbung, an Glaubenswärme, an Glaubensmut, an seelsorgerlicher Initiative.

Was andere können, sollen wir es nicht auch können?

Sollen wir andern zuschieben, was uns zukommt?

Soll das Diasporaseminar wieder eröffnet werden? Nein!

Sollen junge Missionare ausgesandt werden? Ja, mit zusätzlicher Ausbildung für Brasilien. Und dazu Kandidaten, bewegliche Leute, die nicht die Romantik treibt, sondern die Liebe zur evangelischen Sache, die im romanischen Lande bei wachsender Bedeutung des Protestantismus in Südamerika besonderer Förderung bedarf.

Ich sage mit obigem nichts Neues, und will nichts Neues sagen.

Eines aber möchte ich: Wehren der Müdigkeit, die einst den Propheten Elia befiel: Es ist genug, so nimm nun, Herr, meine Seele. Wehren dem Geist der Resignation: Wir haben die ganze Nacht gearbeitet und nichts gefangen.

Wehren dem Hinschauen auf absterbende Missstände und ermuntern zum herzhaften Entschluss: Auf dein Wort will ich das Netz auswerfen.

Denn „das Wort muss es tun. Bestimmt“. Es ist stärker als die Macht der Menschen, stärker als — „das Gros der Gemeinde“. Offensive!

Es bedarf dazu keiner neuen Organisation.

Sie beginne in der Stille.

Sie beginne bei denen, die die Seele der Gemeindepflege sind. Bei denen, die sich vom Apostel Paulus gerne an das 2. Kapitel des Philipperbriefes erinnern lassen, an das ganze Kapitel. Und bei denen, die gerne auf Tersteegen hören, der die zusammenruft, die lebendig in der Gemeinde stehen:

Kommt, stärket euren Mut,
zur Ewigkeit zu wandern,
von einer Kraft zur andern;
es ist das Ende gut.

Th. Dietschi.

*

Einige vorläufige Glossen zu einer vorläufigen Bemerkung

Das Novemberheft 1955 der „Studien und Berichte“ begann auf der zweiten Umschlagseite mit einer „vorläufigen Bemerkung“ von Ungenannt, welche eine ganze Reihe wichtiger Fragen aufwirft, die es verdienen, einmal ganz eingehend durchdacht und beantwortet zu werden. Das Eingehen auf die angeschnittenen Probleme ist umso bedeutsamer, als bei den kommenden Kreissynoden ja auch über den Beruf des Pfarrers gesprochen werden soll. Trotz der Importanz der mit diesem komplexen Gebiet zusammenhängenden Probleme soll hier keine systematische Abhandlung geschrieben werden, sondern es handelt sich, ganz jener „vorläufigen Bemerkung“ entsprechend, um einige „vorläufige Glossen“, die vielleicht dazu beizutragen vermögen, dass die Referenten auf den Kreissynoden und der Verfasser einer, nach einer „vorläufigen Bemerkung“ doch wohl zu erwartenden, endgültigen systematischen Verlautbarung die angeschnittenen Fragen nicht allzu idealistisch aber auch nicht allzu pessimistisch beantworten werden.

Ja, weshalb bin ich eigentlich Pfarrer geworden? Eine solche Frage ist gar nicht so leicht zu beantworten. Unser „innerer Mensch“ ist nämlich viel zu kompliziert gebaut, als dass man da so im Handumdrehen eine erschöpfende Antwort geben könne. Die meisten Menschen sind nicht so gradlinig veranlagt, dass sie ihre Berufswahl auf ein leitendes, alles beherrschendes Motiv zurückführen könnten. Da spielen gar viele Faktoren eine Rolle, z. B. Tradition und Erziehung, äusseres und inneres Schicksal,

kurzum das, was man gemeinhin „Lebensführung“ nennt. Es muss nicht immer eine genau feststellbare „Bekehrung“ (seel. Erschütterung) gewesen sein, die einen Menschen dazu veranlasst, die „geistliche Laufbahn“ einzuschlagen. Es gibt unter den Pfarrern Tausende, die niemals so etwas wie eine „Bekehrung“ erlebt haben, sondern die einfach krisenlos in ihren Beruf hineingewachsen sind oder hineingeführt wurden — und die sehr gute Pfarrer geworden sind. „Krisenlos“ darf nun aber nicht falsch verstanden werden. Es bezieht sich auf den seelischen Vorgang, der mit dem Stichwort „Bekehrung“ angedeutet wurde, nicht aber auf „negative“ oder sonst denkbare Krisen der menschlichen Entwicklung. Viele haben wohl schwere Krisen ihres Glaubens oder ihrer theologischen Überzeugung durchgemacht, aber die meisten gewiss mit Gewinn.

Es hat manch einen gegeben, der, infolge einer solchen Krisis des religiösen Denkens und Empfindens, aus all den oft gegebenen „frommen“ Beweggründen nicht hätte Pfarrer werden können und der sich dann als Student oder Kandidat sagte: Obwohl ich aus den gewöhnlichen Gründen nicht mit gutem Gewissen Pfarrer werden kann, will ich's versuchen, weil es mir klar geworden ist, dass das Christentum so wichtig ist, dass man sein Leben dransetzen muss. Wenn ich auch der Kirche gegenüber manche Bedenken habe und kein Pfarrer nach dem Herzen der Kirchenmänner werden kann, so will ich doch mein Leben dransetzen, mit der Botschaft Jesu den Menschen nach Kräften zu helfen, ihr Leben leichter zu ertragen! Für manch einen war der Grund seiner Berufswahl also der Gedanke, den Mitmenschen **Lebenshilfe** zu bringen. Das war Motiv und Ziel zugleich.

Und die Ideale und Vorsätze? Zunächst einmal der Grundvorsatz, das Gewissen niemals zu vergewaltigen und stets wahrhaftig zu bleiben. Das gilt im Blick auf das Neue Testament und die Geschichte. Aber damit ist's noch nicht genug: Das andere Ideal hiess: Du hast das alte Evangelium nicht in der Sprache Kanaans und nicht in den Begriffen der Scholastik sondern in der Sprache und in den Denkvorstellungen unserer Zeit zu verkündigen. Dann kannst du nicht nur mit gutem Gewissen vor die Menschen der Gegenwart hintreten, sondern kannst auch hoffen, sie wirklich anzusprechen. Dann kannst du wirklich die Stimme der Wahrheit und das Gewissen deiner Umwelt sein. Ideale und Vorsätze, die nicht zu hochtrabend sind und die auch nicht in Vergessenheit geraten, sondern „bleiben“. Solche Vorsätze können gar nicht „unter dem Ärger und den Enttäuschungen des Alltags vergraben werden, denn von ihnen hängt Sein und Nichtsein des Pfarrers als Pfarrer ab. Nicht von Vergrabenwerden und Vergessen, sondern von Wachsen und Vertiefen kann da nur gesprochen werden. Denn die äussere Erfahrung und innere Reifung lässt die Kandidatenideale erst zur richtigen Präzision gelangen. (Dass der Pfarrer doch oft hinter seinen Idealen zurückbleibt, hängt nicht mit dem Ärger und den Enttäuschungen zusammen, sondern

mit dem „alten Adam“ und damit, dass auch der beste Pfarrer nicht aus seiner Haut heraus kann! Dass das Verhältnis des Pfarrers zur Umwelt oft schwierig gestaltet ist, hängt wohl nicht so sehr mit „Schuld von aussen“ oder mit „Verhärtung von innen“ zusammen als mit der ganzen Atmosphäre, mit dem verschiedenen Milieu.

Damit sind wir eigentlich schon bei der Frage nach den „Ansprüchen“. Es herrscht wohl darüber kein Zweifel, dass der Pfarrerstand eine besondere „Klasse“ bildet, eine besondere Klasse infolge besonderer Bildung und besonderen Lebensstandards. Beides darf nicht verlorengehen, es sei denn, man wäre bereit, die unübersehbaren Folgen eines solchen Strukturwandels zu tragen. Übrigens kann man vom Pfarrer den kulturellen und sozialen Abstieg nicht verlangen, wenn er zu einem solchen Opfer nicht von sich aus bereit ist. Ein solches Opfer wurde bisher vom evangelischen Pfarrer auch niemals gefordert. Er ist sowieso bereit, vieles zu „opfern“, ganz abgesehen von den beliebten Beispielen des Tanzens und Kartenspiels! Es ist ein Opfer um des Berufes willen, Tag und Nacht bereit zu sein, bei Regen oder Kälte usw., um in die entlegensten Häuser sich rufen zu lassen, ohne dass es einem gedankt würde. Es ist ein grosses Opfer, oftmals reden zu müssen wenn einem eher zum Schweigen zumute ist, wenn man „*ex abundantia cordis*“ pro Tag 3—5 Predigten sich abzwingt, wenn man bereit ist, mit Kreti und Plethi umzugehen, obwohl einen innerlich das Grausen schüttelt! Alle diese Opfer bringt der Pfarrer und redet nicht viel davon. Aber von Zeit zu Zeit scheint es doch angebracht zu sein, einmal daran zu erinnern. Das Opfer aber des kulturellen und sozialen Abstiegs verlange man nicht: Es würde wohl auch schwerlich gebracht werden.

Weil der Pfarrer seinen „Anspruch“ auf den ihm eigenen Lebensstandard (den ja der Beruf natürlicherweise mit sich bringt) nicht aufgeben kann, ist er auch in puncto Gehalt nicht anspruchslos. Sein Gehalt muss nach dem Masse des dem höher Gebildeten Zustehenden bemessen sein. Darüber kann man sich auch in Brasilien nicht einfach hinwegsetzen! *Difficile est, satiram non scribere...* Es geht gewiss keinem der Herren Amtsbrüder ums Geldverdienen. Wir wollen uns nicht Schätze sammeln, die Rost und Motten fressen. Wir wollen aber ohne Not und Sorgen leben. Es wäre uns ja nichts lieber, als dass man ohne Geld zu existieren vermöchte. Aber dieser paradiesische Zustand ist ein- für allemal vorbei. Da der Pfarrerberuf weder Zeit noch Kraft für einen Nebenerwerb lässt und schon gar nicht selbst als „Nebenberuf“ angesehen werden könnte muss eine ordentliche Bezahlung gewährleistet sein. Wir können heutzutage nicht mehr Teppiche weben. Wir können auch keine Bilder malen oder Fische verkaufen. Das war nur in Zeiten des Enthusiasmus möglich. Seit der Zeit der Normierung und Regulierung, kurzum: seit sich die Gemeinde zur Kirche geordnet hat und die Anforderungen einer Pfarramtsverwaltung gestellt wurden, ist das nicht mehr möglich. Wie gesagt,

darüber wird man sich auch hierzulande nicht ungestraft hinwegsetzen können.

Auch der Anspruch auf Rückkehr darf dem Pfarrer nicht streitig gemacht werden. Herr Kollege Knäpper hat sehr richtig auf das „Recht auf Heimat“ hingewiesen. (In seinem Aufsatz: „Auswanderung für immer“). Es hat schon manch einen Auslandspfarrer gegeben, der erst in der Fremde so recht die Wahrheit des Bibelspruches erfahren hat: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich“.

Alle diese Fragen werden in ein falsches Licht gerückt, wenn man sie konfrontieren will mit der Bemerkung, ob denn der Beruf des Pfarrers nicht vielleicht doch ein anderer Beruf sei als jeder andere. Zunächst einmal müssen wir sagen, dass er wirklich ein Beruf ist wie der Beruf des Schneiders oder Schusters, der eine gewisse „Lehre“ voraussetzt und für den ein gewisses „Handwerkszeug“ nötig ist. Dann muss allerdings auch gesagt werden, dass er sich von den übrigen Berufen unterscheidet, denn Schuhe besohlen kann ich nötigenfalls auch ohne Lust und Freude; Predigen aber kann ich nur, wenn ich wirklich glaube. (Glauben haben heisst aber ganz gewiss nicht orthodox sein!). Damit ist auch das rechte Verhältnis von Beruf und Person gegeben: Wenn ich überzeugt, durchdrungen bin, von dem, was ich auf der Kanzel, im Unterricht und in den Häusern sage, dann wird es niemand einfallen, sich über eine vorhandene Diskrepanz zwischen Beruf und Person bei mir zu beklagen. Wenn ich selber die Anrede Gottes erfahre und danach mein Leben gestalte, brauche ich keine Angst zu haben vor der Tatsache, die unsere Alten in der Sentenz ausgedrückt haben: *vita clerici evangelium populi*. Dann habe ich es auch nicht nötig, mich hinter die drei grossen P zu verstecken: Pose, Pathos, Pastoralität. Dann kann ich echt und ohne Komplexe und — ohne Stehkragen und schwarzer Halsbinde in meine Gemeinde gehen und bin doch der Pfarrer.

Dass ich trotzdem nicht für alle der rechte Mann bin und das rechte Wort finde, braucht mich dann nicht zu bedrücken. Die Religionspsychologie hat den Pfarrer von diesem Albdruk befreit. Sie hat uns gezeigt, dass es unter den Pfarrern wie unter den Leuten verschiedene Typen gibt, die eben einfach nicht zueinander passen. Da darf man sich ruhig auf den Standpunkt zurückziehen, den Rittelmeyer einmal so formuliert hat: „Kann ich nicht für alle reden, so will ich doch für alle sorgen!“

Dieses „Sorgen“ gibt einem dann auch die innere Befriedigung, ohne die man seinen Beruf nicht ausüben könnte, jedenfalls nicht recht. Allen helfen, allen dienen, die Pflicht des Berufes treulich erfüllen — das ist die schönste Befriedigung, die man haben kann. Und dabei befinden wir uns dann ganz auf dem Boden des Evangeliums: „Des Menschen Sohn ist nicht gekommen, dass er sich dienen lasse, sondern dass er diene und gebe sein Leben zur Bezahlung für viele“.

Und nun noch eine letzte Frage: Ist der Pfarrerberuf nur

innerhalb einer bürgerlichen oder sonstigen Gesellschaftsordnung möglich oder kann er auch in einer ganz anderen Welt unter völlig anderen Gegebenheiten ausgeübt werden — und zwar mit Erfolg? Das ist eine an sich leichte und doch wieder schwierige Frage. Zunächst: Der Pfarrer ist an sich mit der bürgerlichen Gesellschaftsordnung nicht verheiratet. Auch nicht mit einer anderen. Aber: Er ist, wenigstens, soweit es den protestantischen Pfarrer betrifft, aus ihr hervorgegangen und mit ihren Vorzeichen versehen. Und da kann er eben auch nicht aus seiner Haut heraus! Er bleibt in einer anderen Welt mit einer anderen gesellschaftlichen und sozialen Struktur ein Fremdling; er wird die Kluft persönlich nie überbrücken. Er kann sich nur langsam, durch Generationen hindurch, aus dem bürgerlichen Gewande heraus Schälen. Aber eben in einer langsamen, schrittweisen Entwicklung. Diese Entwicklung hat ja schon länger eingesetzt. Zu Luthers Zeiten z. B. galt das Wort noch etwas und folglich automatisch auch der Amtsträger. In der Masse, als nun das Wort an Kurs verlor, büßte auch der Pfarrer an Autorität ein. Dann trat im ausgehenden 19. Jahrhundert der Respekt vor der Bildung an die Stelle der Ehrfurcht vor dem „Diener des Wortes“. Das hat sich inzwischen schon wieder verschoben. Heute gelten die Pfarrer als Vertreter eines öffentlichen Machtfaktors. Wer weiss, wie sich in Zukunft das Bild verschieben wird. Aber das ist sicher: Die Kirche wird sich nur sehr schrittweise von ihrer bürgerlichen Umklammerung befreien können — um dann von neuem umklammert zu werden. Es wäre geistige Blindheit, wollte man diesen Sachverhalt in Abrede stellen. Man muss die Konsequenzen daraus ziehen. Und wie sehen diese aus?

Nicht der Pfarrerstand darf absinken, sondern unser Volk muss gehoben werden. Das ist die kulturelle Aufgabe, die der Protestantismus seit seinem Bestehen stets gesehen und angegriffen hat. Von ihr können wir uns nicht lösen. Christentum und abendländische Kultur sind eben ganz innig miteinander verquickt, zeitweilig waren sie sogar, ich sage das absichtlich so ungeschützt, identisch. Darum ist der Zugang zum abendländischen Christentum, welches einfach unser Christentum ist (so sehr dieser Satz manch einem auf die Nerven gehen mag), nur möglich auf dem Wege über die geistige Bildung. Dass wir hier doch ja nicht schwach und unsicher werden möchten! Ich glaube, dass davon die Zukunft unserer evangelischen Kirche in Brasilien abhängen wird — ob es gelingt, das Volk zu heben. Ganz schwarz müsste ich sehen, wenn eine Entwicklung sich anbahnen sollte, die den Pfarrer sozial und kulturell dem jetzigen Niveau des Volkes angleichen wollte.

P. H. Dressel.

Verschiedenes:

Wir möchten eine Anregung weitergeben, die unseres Erachtens wert ist, eine grössere Beachtung zu finden und mit betendem Herzen immer wieder bedacht werden sollte. Es ist eine Anregung, die bei einer Kreisversammlung des Kirchenkreises Cai zur Sprache kam: Haben wir eigentlich ein Heim, in dem geistesgestörte Glieder unserer Gemeinden untergebracht und recht versorgt werden können? Sicher es gibt schon entsprechende Anstalten. Aber entweder sind sie in einem Zustand, dass man mit gutem Gewissen niemand aus unsern Gemeinden dorthin bringen kann. Oder sie sind derart teuer, dass man einen längeren Aufenthalt dort einem gewöhnlichen Sterblichen nicht zumuten kann. Eine rasch vorübergehende geistige Störung kann man zur Not in einer Klinik behandeln. Aber bei den meisten Geisteskrankheiten muss man mit einer längeren Dauer rechnen. Und oft genug sind die Krankheitserscheinungen so, dass man den Betreffenden nicht im Kreise der Familie lassen kann. Man sollte sich auch nicht damit zufrieden geben, dass man meint: Ach, der ist ja doch unheilbar erkrankt: oder er merkt ja nichts von dem, was um ihn herum vorgeht, da ist es schliesslich gleich, wo er sich befindet. Wir wissen heute, dass gerade die Umgebung und die entsprechende Behandlung bei einer bestimmten Geisteskrankheit eine ganz entscheidende Rolle spielt.

Die Übernahme einer solchen pflégerischen Aufgabe bedeutet eine sehr grosse Last. Aber es wird so viel für die Ausbildung der Gesunden getan, — mitunter ist es fast wie ein Wettlauf zwischen der Kirche und dem Staat bei der Einrichtung von Schulen —, dass wir uns doch auch einmal fragen sollten, ob es nicht wohl mit eine der Hauptaufgaben der Kirche ist, sich um die Schwachen und Unwerten zu kümmern. Ist es wirklich nötig, dass da jemand seinen Verwandten nach drüben, nach Bethel schicken muss, weil er ihn hier nirgends unterbringen kann? Sollten die „gesamtkirchlichen Aufgaben“ nicht darin bestehen, dass man die Liebe Christi da wirksam sein lässt, wo die „Welt“ es nicht mehr für notwendig hält, etwas zu tun?

Inhalt:

Zum Nachdenken (Ludwig Koehler)	1
Heimatlos (Predigt von Helbert Michel — Mondaí)	2
Das Perpetuum mobile, ein Sinnbild abendländischen Menschentums (Prof. Donald Brinkmann — Zürich)	4
Alguns Problemas da Psicologia do Contato (Dr. Guenter Fleischhut — Pôrto Alegre)	18
Personalia	28
Buchbesprechung	29
Aussprache:	
Vereinskirche? Obrigkeitskirche? Gemeindekirche? (Präses Th. Dietschi — Pôrto Alegre)	38
Einige vorläufige Glossen zu einer vorläufigen Bemerkung (P. H. Dressel — Crissiumal)	43

